

**PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren
im Ausland**

Newsletter 2016

herausgegeben

von Gabrielle Alioth und Hubert Dammer

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Mitteilung des Schatzmeisters	6
Neue Mitglieder	6
Verstorbene Mitglieder	7
Robert Schopflocher	7
Fritz Stern	15
Cornelius Schnauber	16
Auszeichnungen	17
Aus den Tätigkeiten unserer Mitglieder	19
Writers-in-Prison	23
Writing for Writers: „Eine moralische Verpflichtung“ von Jutta Birmele	24
Hinweise, Veranstaltungen, Publikationen	27
Hinweise	27
Glossen, Heft 42	27
Veranstaltungen	28
Bachletten in Basel: das „Kleine Literaturzimmer“	28
Publikationen	29
Literarische Vorstellungen	31
Hubert Schirneck	31
Beiträge	33
Roland Merk	33
Irène Bourquin	36
Frederick A. Lubich	37
Jorge R. G. Sagastume	45
Marko Martin	47
Axel Reitel	50
Lutz Rathenow	52
Impressum, Nachweise	54

Vorwort

Liebe Mitglieder,

wir freuen uns, Ihnen auch in diesem Sommer wieder unseren Newsletter zustellen zu können, und danken Ihnen für Ihre Mitteilungen, Beiträge und Anregungen.

Da dieses Jahr keine Vorstandswahlen anstanden, haben wir die alljährliche Mitgliederversammlung elektronisch durchgeführt und Ihnen die Berichte des Sekretärs und des Schatzmeisters gemailt. Wir bedanken uns an dieser Stelle für die Entlastung.

Wie Sie sich vielleicht erinnern, haben wir Sie schon vor einiger Zeit zur Ausgabe von Mitgliedskarten befragt. Diese werden nun hergestellt, und Sie sollten Ihre Karte in den nächsten Wochen per Post zugestellt bekommen. Die Karten sind unbeschränkt gültig, und wir bitten Sie, diese auf der Rückseite zu unterschreiben.

Das Manuskript unserer Anthologie *Alles wandelt sich – Echos auf Ovid* ist inzwischen beim Verlag, und wir hoffen, dass der Band in diesem Herbst erscheinen wird. Selbstverständlich werden wir Sie über die Publikation auf dem Laufenden halten.

Wie immer freuen wir uns, von Ihren Tätigkeiten zu hören und Ihre literarischen und essayistischen Texte zu bekommen.

Mit den besten Wünschen für einen schönen und kreativen Sommer und herzlichen Grüßen



Ihre Sekretärin

Gabriele Albrecht

Mitteilung des Schatzmeisters

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

Danke, dass so viele von Ihnen die Frühzahlerregelung genutzt haben. Sie haben uns viel Arbeit erspart.

Für alle, die den Beitrag für 2016 noch nicht entrichtet haben:

- Sie können entweder €70 überweisen an:

Gabrielle Alioth, Credit Suisse
IBAN: CH02 0483 5138 0290 3100 1
BIC: CRESCHZZ80A
mit dem Vermerk „Jahresbeitrag PEN 2016“,

- oder \$70 als personal check einer US-Bank an
Fred Viebahn, 1757 Lambs Rd. , Charlottesville, VA 22901 USA schicken, ausgestellt auf „Fred Viebahn, PEN“.

Mit Dank und herzlichen Grüßen

Daniel Cil Brecher, Amsterdam

dcbrecher@gmail.com



Neue Mitglieder

Wir konnten im letzten halben Jahr leider keine neuen Mitglieder aufnehmen und würden uns freuen, wenn Sie uns Vorschläge unterbreiten würden.

Verstorbene Mitglieder

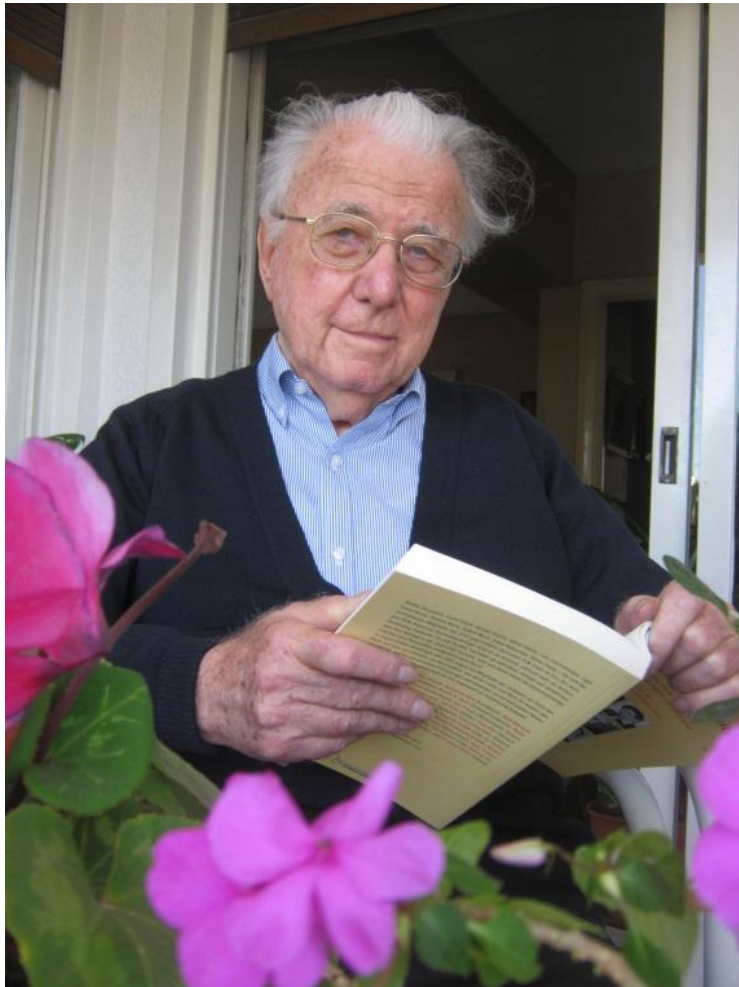
Robert Schopflocher

Mit Bestürzung und Trauer haben wir vom Tod unseres geschätzten Ehrenmitgliedes Robert Schopflocher am 23. Januar 2016 erfahren.

Ein Nachruf von Frederick A. Lubich

„Wohin gehen wir? Immer nach Hause.“

In Erinnerung an Robert Schopflocher



Robert Schopflocher (1923-2016)

„Wohin gehen wir? Immer nach Hause, meint Novalis.“ Dieser Satz von Robert Schopflocher findet sich in seinem letzten Gedichtband *Hintergedanken*, der im Jahr 2013 im Nürnberger Verlag Spätlese erschienen ist. Dieses romantische Leitmotiv hat den 1923 in Fürth geborenen und 1937 mit seiner Familie nach Argentinien ausgewanderten deutsch-jüdischen Schriftsteller Robert Schopflocher ein Leben lang begleitet. Am 23. Januar dieses Jahres ist er in Buenos Aires gestorben, - „heimgegangen“, wie es im Volksmund so tröstend heißt. Mit Robert Schopflocher ist auch der letzte bedeutende Repräsentant jener deutsch-jüdischen Kultursymbiose, die im Dritten Reich ihr so unsägliches Ende gefunden hatte, von uns gegangen.

„Der deutsch-argentinische Schriftsteller Robert Schopflocher gehört zu den eindringlichsten Stimmen der Gegenwartsliteratur, und das allein schon deshalb, weil es ihm wie kaum einem anderen gelungen ist, unterschiedliche Kulturen, Lebensentwürfe und Erinnerungswelten auf sensible und eingängige Weise sichtbar werden zu lassen.“ So schrieben im Jahr 2013 die Literaturwissenschaftler Dirk Niefanger und Gunnar Och in ihrer Erlanger Universitätsrede „Buenos Aires. Eine deutsche Kulturinsel 1933-1945. Erinnerungen“.

Erinnern wir uns noch einmal in einem etwas weiteren, transatlantischen Zusammenhang: Robert Schopflochers Familie war einst Teil jenes assimilierten, deutsch-jüdischen Bildungsbürgertums der Stadt Fürth gewesen, die sich früher auf Grund ihrer zahlreichen jüdischen Mitbürger weit über die Stadtgrenzen hinaus als fränkisches Jerusalem einen gutklingenden Namen gemacht hatte. Auch Robert Schopflochers Zeitgenossen und Schicksalsgefährten Ruth Weiss, die bekannte Journalistin und Buchautorin, sowie Henry Kissinger, der einstige Außenminister der Vereinigten Staaten, stammen aus dieser Stadt.



Der patriarchale Familienstammbaum Robert Schopflochers: Urgroßvater Hirschmann, Großvater Schopflocher, Vater Hans Schopflocher und sein junger Stammhalter Robert

Erst in jüngster Zeit wurde bekannt, dass die lange vergessene Weimarer Schriftstellerin Gabriele Tergit, geborene Hirschmann, mütterlicherseits eine nahe Verwandte Robert Schopflochers gewesen ist. Ihr Roman *Käsebier erobert den Kurfürstendamm* aus dem Jahre 1931 schildert den Aufstieg und Fall des Volkssängers Käsebier in einer überaus bewegten Zeit. Der Roman hat in den letzten Jahren mehrere Neuauflagen erfahren und gilt heute als einer der literarisch repräsentativen Werke der Weimarer Republik.

Der Beginn des Dritten Reiches bedeutete auch das schnelle Ende der Schulausbildung des jungen Robert. Bereits im Jahr 1933 wurde er infolge des Arier-Paragraphen vom sogenannten „Humanistischen Gymnasium“ seiner Heimatstadt ausgeschlossen. Von 1934 - 1937 besuchte er das Jüdische Landschulheim in Herrlingen bei Ulm, dessen Mentor kein Geringerer als Martin Buber gewesen war. Nach der Auswanderung

der Schopflocher-Familie schlossen ihre beiden Söhne auf der liberalen deutschen Pestalozzi-Schule in Buenos Aires ihre Ausbildung ab. 1939 arbeitete Schopflocher als Eleve auf der Obstfarm in Rio Negro in Nordpatagonien, 1940 - 1944 studierte er Agronomie auf der Landwirtschaftsschule in Córdoba und von 1944 - 1951 war er als Agronom und Verwalter diverser Baron-Hirsch-Siedlungen der „Jewish Colonization Association“ tätig.



Robert Schopflocher mit seiner Frau Ruth auf einer der Baron-Hirsch-Siedlungen in der Provinz Entre Ríos

Während seiner Zeit als Agronom verfasste Schopflocher eine Reihe von Sachbüchern zu landwirtschaftlichen Themen in spanischer Sprache, unter anderem auch ein Fachbuch zur Hühnerzucht, das zum einschlägigen Bestseller wurde und sich insgesamt 50.000 Mal verkaufte. Im Jahr 1951 übersiedelte Schopflocher mit seiner jungen Familie nach Buenos Aires und arbeitete von nun an als Importkaufmann, dessen berufliche Anforderungen ihn auch immer wieder zu längeren Auslandsaufenthalten nach Nordamerika, Europa und in den Nahen Osten führen sollten. In diese frühe Zeit der beruflichen Neuorientierung fällt auch die Entwicklung seiner journalistischen Tätigkeiten sowie die Entfaltung seiner diversen kreativen Begabungen. Im Laufe der Jahre machte er sich nicht nur als Autor preisgekrönter Romane in spanischer Sprache einen Namen, er fand auch als Maler und Holzschnitzer in der Tradition des deutschen Expressionismus durch mehrere Ausstellungen im In- und Ausland nationale und internationale Anerkennung.

Und noch etwas zeichnet diese trotz allen geschichtlichen Unheils so erfolgreiche Lebensgeschichte aus, nämlich die lange, glückliche Ehe Robert Schopflochers mit seiner Frau Ruth, einer deutschen Jüdin sephardischer Abstammung, die er als junger Agronom in einer der landwirtschaftlichen Siedlungen kennengelernt hatte. In seiner Autobiografie *Weit von Wo. Mein Leben zwischen drei Welten* charakterisiert der Autor ihre frühen Ehejahre als „Flitterjahre“, deren „Schwingungen noch bis heute in uns vibrieren.“ Diese jugendliche Erfahrung der beschwingten Verliebtheit sollte eine Generation später unter psychedelisch inspirierten kalifornischen Blumenkindern bekanntlich als „good vibrations“ besungen und gefeiert werden.

Seine größte Resonanz als anerkannter Schriftsteller fand Robert Schopflocher jedoch erst in den letzten Jahren in den deutschsprachigen Medien, nachdem er sich im Alter von über siebzig Jahren entschlossen hatte, seine literarischen Texte wieder in seiner Muttersprache zu schreiben. Es sind die Erzählbände *Wie Reb Froike die Welt rettete* (1998), *Fernes Beben* (2003) und *Spiegel der Welt* (2006), mit denen er sich weit über Südamerika hinaus einen Namen zu machen begann. Sie versammeln Geschichten, welche die argentinische Lebenswelt der vierziger und fünfziger Jahre in Buenos Aires und vor allem in den im neunzehnten Jahrhundert gegründeten jüdischen Baron-Hirsch-Siedlungen immer wieder einfühlsam und stimmungsreich zur Anschauung bringen.

In seinem Essay „Wahlheimat und Heimatwahl: von Fürth nach Buenos Aires“ hat sich Schopflocher auch ausführlicher seiner Kindheit, seiner tiefen Verwurzelung in der süddeutschen Heimat, ihrer landschaftlichen Schönheit und anheimelnden Mundart erinnert. So heißt es etwa über seine fränkische Heimatstadt: „Dort erreichten mich die ersten Sonnenstrahlen, die ersten Laute, die ersten Gerüche“. Und in seinem Gedicht „Geständnis“, das diesem nostalgischen Prosatext mit eingefügt ist, heißt es weiter:

„Frühling‘ bedeutet mir noch immer
Mörikes blau flatterndes Band.
Schiller, Goethe und die Romantik,
Jugendstil, Bauhaus und Expressionismus
prägten mir ihre Siegel auf,
nicht weniger als der deutsche Wald ...“

Die deutsche Sprache wurde für Robert Schopflocher letztendlich, wie für so manch andere in ihrer Muttersprache weiterschreibenden deutschsprachigen Auswanderer - angefangen von Heinrich Heine und Ludwig Börne im Paris des neunzehnten Jahrhunderts - zum inneren, transportablen Vaterland. In diesem thematischen Zusammenhang veröffentlichte *Der Spiegel* schon 2002 Schopflochers exemplarischen Essay „Verfremdung der Heimatsprache. Schreibtischerfahrungen eines Exil-Schriftstellers“.

Im Jahr 2006 war im *Argentinischen Tageblatt* bereits eine der ersten Gesamtwürdigungen seines Werkes zu lesen, in der es anlässlich des Erscheinens seines Erzählbandes *Spiegel der Welt* über dessen Geschichten heißt: „In ihnen spiegeln sich noch einmal - in argentinischer Refraktur exotisch-melancholisch gebrochen - Witz, Weisheit und Welterfahrung einer Jahrhunderte alten deutsch-jüdischen Kultur, die in Roberto Schopflocher wohl ihren letzten bedeutenden Repräsentanten gefunden hat.“

In jüngerer Zeit haben zahlreiche renommierte Zeitungen im deutschsprachigen Europa von der *Neuen Zürcher Zeitung* über die *Süddeutsche Zeitung* bis zur *Frankfurter Rundschau* sowie auch deutsche Rundfunkanstalten immer wieder sein literarisches Werk vorgestellt und nicht zuletzt seine „feine, makellose Ausdrucksweise“ gewürdigt. Seine im Jahr 2010 erschienene Autobiografie charakterisierte *Der Spiegel* als „scharfsichtige, feinsinnige und wohltuend uneitle Erinnerungen“ und reflektierte damit auch den Tenor der deutschen Presse. Im Frühjahr 2013 erschien Schopflochers Roman *Die verlorenen Kinder*. Es ist eine Familiensaga, welche die Geschichte der deutsch-jüdischen Auswanderer mit dem Schicksal ihrer verschwundenen Kinder unter dem argentinischen Militärregime der siebziger Jahre auf vielfache Weise in Verbindung bringt. Dieses Werk stellt mutatis mutandis eine Art deutsch-argentinischen Buddenbrook-Roman dar, mit dem sich der Autor auch als sozialkritischer Romancier einen guten Ruf in der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur erwerben sollte.

Als langjähriges Ehrenmitglied des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland ist Robert Schopflocher in den letzten Jahren entsprechend auch mehrfach für sein literarisches Werk ausgezeichnet und gewürdigt worden, unter anderem mit dem Jakob-Wassermann-Preis seiner Heimatstadt Fürth und dem Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland.



Robert Schopflocher zusammen mit seiner Frau Ruth und seinen beiden Söhnen bei der Verleihung des Jakob-Wassermann-Literaturpreises in seiner Heimatstadt Fürth im Jahr 2008.

„Die Fremde ist nicht Heimat geworden, aber die Heimat Fremde“, so hatte Alfred Polgar für viele seiner Generation, die der Verfolgung im Dritten Reich entkommen waren, seine Exilerfahrungen charakterisiert. Die „heile Welt“ der Heimat, es war eine Vorstellung, welche die deutsche Kulturgeschichte seit der Romantik zu einem regelrechten Nationalmythos verklärt hatte. Diese nostalgische Utopie sollte im Dritten Reich zahllosen Verfolgten des Nationalsozialismus zur abgründigen Todesfalle werden und sie wäre auch der Familie Mann und mehr noch der Familie Schopflocher zum Verhängnis geworden, hätten sie nicht rechtzeitig nach Nord- beziehungsweise Südamerika auswandern können.

Die Liebe zu Deutschland und das „Leiden an Deutschland“, wie Thomas Mann seine Tagebuch-Aufzeichnungen aus jener Zeit bezeichnet hatte, diese deutsche Zerrissenheit ist beiden Autoren zutiefst in ihre Lebensgeschichte eingeschrieben. „Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust“! So hatte es schon Goethe, das große Vorbild beider Autoren, in seinem klassischen Nationalepos der Deutschen vorausgeahnt. Schopflocher hat diesen inneren Zwiespalt anlässlich der Verleihung des Jakob-Wassermann-Literaturpreises 2008 in Fürth in seiner Dankesrede unmissverständlich zum Ausdruck gebracht: „Wer könnte dieses zwiespältige Gefühl besser nachvollziehen als wir, die wir als Kinder aus der deutschen Heimat verjagt wurden, sie aber trotz dem dazwischen liegenden Grauen in den untersten Schichten unseres Seelenhaushaltes unauslöschlich mit uns herumtragen.“

So kritisch und explizit sich Schopflocher immer wieder mit den politischen Misständen seiner Zeit und den großen historischen Katastrophen der Vergangenheit auseinandersetzte, der gemeinsame Nenner seiner so zwiespältigen Weltanschauung kristallisierte sich wohl am prägnantesten im Titel einer biografischen Trilogie der Familie Neumeyer, die er im Jahr 2007 zusammen mit Rainer Traub, dem damaligen Kulturredakteur des *Spiegels*, herausgegeben hatte: „Wir wollen den Fluch in Segen verwandeln.“ Daraus spricht noch einmal, aller Barbarei des Nazi-Regimes zum Trotz, Goethe'sche klassisch humanistische Maxime: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“.

Robert Schopflochers Gedichtband *Hintergedanken* spiegelt das Ethos dieses deutschen Klassizismus in episch-elegischen Ausblicken zusammenfassend noch einmal facettenreich wider. Seine poetischen Texte bilden eine synoptische, geradezu kaleidoskopartige Retrospektive, in der sich die drei Kulturkreise und Erfahrungswelten dieses deutsch-jüdisch-argentinischen Autors einmal mehr auf mannigfaltige Weise reflektieren. Der Autor charakterisiert diese drei „im Gestern versunkenen Welten“ als das „humanistisch geprägte Deutschland“, das „liberale, westeuropäische Judentum“ und das „tolerante Argentinien der

Dreißigerjahre“. In markantem Kontrast zur wiederholten Anklage einer ungerechten und grauenhaften Welt stehen mehrere Gedichte, die von ausgesprochener Versöhnung und Dankbarkeit bestimmt sind.

In dem programmatischen Text „Glaubensbekenntnis eines Agnostikers“ formuliert der Autor ein regelrecht hegelianisches Credo, in dem er sich dem „Plan des Weltgeistes zugehörig“ weiß und sich als einen unsterblichen Teil des gesamten Menschheitsgeschlechts empfindet. Diese geradezu metaphysisch anmutende Weltanschauung, die auch Hermann Hesses Gedicht „Stufen“ und seiner Vorstellung der lebensgeschichtlichen Steigerung verwandt ist, findet seine logische Vollendung in Schopflochers Gedicht „An meine Enkel“, in dem er seine Nachkommen an ihre Vorfahren erinnert, deren Lebenserfahrungen er bis ins Reich der altägyptischen Pharaonen zurückverfolgt. Dieses Gedicht schließt mit den evokativen Versen: „Ihr, schwankende Brücke, schmaler Steg der Gegenwart, Verbindungsglied zwischen nebelhafter Vergangenheit und ungewisser Zukunft, Ihr, meine Hoffnung, Ihr, mein Leben.“

Das Komplott zu Lima, so lautet der Titel von Schopflochers jüngstem und nun letztem Roman, der im Herbst 2015 erschienen ist. Er stellt einen weitausholenden, auf geschichtlichen Begebenheiten basierenden Historienroman dar, der das Schicksal getaufter Juden im siebzehnten Jahrhundert nacherzählt, die in den Ländern Südamerikas einmal mehr von den Schrecken der Glaubensgerichte heimgesucht werden und auf ihren Scheiterhaufen ihr Leben lassen müssen. In den mehrfach beschworenen Parallelwelten dieses monumentalen Erzählwerks aus der lateinamerikanischen Barockzeit spiegeln und brechen sich immer wieder die zwei großen Katastrophen der jüdischen Geschichte in der Neuzeit des christlichen Abendlandes, nämlich der spanischen Inquisition und des nationalsozialistischen Holocaust.

Bereits in seinem vorausgehenden Roman *Die verlorenen Kinder* hatte der Autor historische Parallelen zwischen dem nazistischen Terror-Regime und der argentinischen Militärdiktatur der siebziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts aufgezeigt. Im *Komplott zu Lima* verdichtet sich dieser doppelte Fokus geradezu zum panoptischen Brennpunkt. Die jüdische Geschichte ist von der Babylonischen Gefangenschaft bis zur großen Rückkehr ins Gelobte Land nach der Neugründung Israels eine jahrtausendealte Geschichte der Verfolgung und Verschleppung, der Vertreibung und Auswanderung. Diese Leidensgeschichte konkretisiert und dramatisiert sich zu keinen Zeiten mehr als in den Epochen der spanisch-portugiesischen Inquisition und des nationalsozialistischen Holocausts.

Gemeinsam ist diesen beiden Schreckenszeiten zudem die Tatsache, dass ihnen Goldene Zeitalter sozialer Toleranz und kultureller Kreativität vorausgingen, nämlich die legendäre christlich-jüdisch-islamische Convivenzia des andalusischen Mittelalters, das „glückliche Spanien der drei Kulturen“, wie sich eine Figur im *Komplott zu Lima* versonnen erinnert, sowie die vielberufene Weimarer Republik, in der Wissenschaftler und Kunstschaffende christlicher und jüdischer Herkunft eine bis dahin in Deutschland nie dagewesene kulturelle Symbiose bildeten – ungeachtet aller politischen Widerstände und reaktionären Widerwärtigkeiten. In Schopflochers Erzählgeschehen und seinen so geschichtsgeprüften Handlungsträgern leuchten derartig kulturelle Glanzzeiten in verwandelten Erscheinungsformen immer wieder auf, sei es als schimärischer Horizont des sagenhaften Eldorado, sei es als religiöse Vision vom Neuen Jerusalem.

„Tikkun“ heißt das heimliche, jüdische Andachtsbüchlein, das Elvira, der Heldin von Schopflochers letztem Roman, bereits in ihrer Jugendzeit abhandenkommt. „Tikkun Olam“, so lautet der alte, talmudische Spruch, der so viel wie die Verbesserung, die kommende Heilung dieser Welt verspricht. Es ist eine alttestamentarische Glücksverheißung, die gläubigen Juden seit Jahrtausenden auf ihrem steinigen Weg durch die Weltgeschichte im Geiste vorschwebt. Auch Schopflochers Reb Froike ist zutiefst von dieser messianischen Hoffnung beseelt. Sein rabbinischer Glaubenssatz „Wer auch nur ein einziges Menschenleben rettet, der rettet die ganze Welt“ durchzieht gleichsam als ethisches Leitmotiv das gesamte Erzählwerk Robert Schopflochers.

Und vielleicht wäre diese altjüdische Spruchweisheit ja auch ein wegweisender Sinnspruch für die Bundesrepublik und ihre neudeutsche Flüchtlingspolitik, die im offenkundigen Gegensatz zum Dritten Reich, das seine eigenen, seit Jahrhunderten einheimischen Bürger zu Abertausenden ins Exil getrieben hatte, heute wachsende Heerscharen von Verfolgten aus fernen, fremden Ländern aufnimmt und ihnen politisches Asyl und die Aussicht auf eine neue, sichere Heimat gewährt. Den Fluch in Segen verwandeln, auch dies ist ein talmudisches Kunststück der Hegel'schen Geschichtsdialektik.

Geschichte hin und Gegenwart her, mit seinem *Komplott zu Lima* hat Robert Schopflocher sowohl die deutschsprachige Literatur als auch die Literatur Lateinamerikas um ein weiteres, bedeutungsvolles Romanwerk bereichert, und man kann ihm nur baldige und gelungene Übersetzungen wünschen. Im lateinamerikanischen Zusammenhang betrachtet reiht sich dieser Roman auf natürliche Weise ein in die moderne Tradition der großen Geschichts- und Generationsromane von Gabriel García Márquez' *Hundert*

Jahre Einsamkeit bis zu Isabel Allendes *Geisterhaus*, mit deren Werken Schopflochers *Komplott zu Lima* auch unverkennbar die epischen Charakteristika der Familiensaga und des Magischen Realismus gemeinsam hat.

In den Händen eines visionären Drehbuchautors und kongenialen Filmregisseurs könnte die Verfilmung des Romans zudem zu einem ähnlich großen Erfolg werden wie einst die Verfilmung von Allendes *Geisterhaus*, zumal Schopflochers transatlantischer Geschichtsroman mit seinen vielschichtigen Ebenen sowohl in der Neuen Welt als auch in der Alten Welt tiefe, untergründige Beziehungen hat und somit mit seinen mannigfaltigen historischen Reflexionen und kulturellen Reminiszenzen auf entsprechend vielfache Resonanz stoßen würde. So ein Lichtspiel wäre ein internationales Lehrstück zum jahrtausendealten Kampf der Kulturen und Religionen, kurzum, jenem in den letzten Jahren so oft beschworenen Zusammenprall der Zivilisationen.

Am Ende von Schopflochers autobiografischen Aufzeichnungen *Weit von Wo. Mein Leben zwischen drei Welten* heißt es: „Dem Wanderer ähnlich, der von einer Anhöhe aus mit dem Blick den von ihm zurückgelegten Weg erfasst, erkenne ich die Spuren der Kindheitseindrücke wieder, die dem Labyrinth meines vielfach verschlungenen Lebenspfades einen Sinn geben.“ Ein glücklicher Zufall wollte es, dass sich im Jahr 2001 auf meiner Reise durch mehrere Länder Südamerikas unsere Lebenspfade in Buenos Aires kreuzen sollten und wir uns am Rande einer Tagung für wenige Minuten begegnen und miteinander sprechen konnten. Blicke ich heute zurück, so erweist sich dieses kurze Gespräch, dieser flüchtige *small talk* zweier deutscher Auswanderer als einer der sinnvollsten und folgenreichsten meines Lebens.

Robert Schopflocher und ich sind im Laufe der Jahre in Hunderten von E-Mails und ihrem wachsenden Gedankenaustausch gute Freunde geworden. Ein Grundstein für diese Freundschaft war sicherlich ein langes Interview, das ich bald nach unserer Begegnung mit ihm führte und in dem er sich als einen der „letzten Strahlen der untergehenden deutschen Bildungssonne“ bezeichnete. Unser ausführliches Gespräch ist dann auch mit diesem Zitat als Titel in der deutsch-amerikanischen Fachzeitschrift *Monatshefte* veröffentlicht worden.

Darüber hinaus habe ich seit dem Erscheinen seines ersten in deutscher Sprache geschriebenen Erzählbandes *Wie Reb Froike die Welt rettete* jede seiner Neuerscheinungen mit Besprechungen in verschiedenen deutschsprachigen Zeitungen in Europa sowie Nord- und Südamerika begleitet. So fremdländisch seine Erzählwelten einerseits immer wieder schienen, so heimatlich waren sie andererseits, denn mir waren die Empfindungen und Betrachtungen ihres Verfassers, die noch so tief in der deutschen, klassisch-romantischen Bildungstradition verwurzelt waren, von Grund auf vertraut.

Das Spiegelbild der heimatlichen Kultur war schon immer auch die heimatliche Natur und ihr gemeinsamer Nenner war für uns beide vor allem der deutsche Wald. Robert Schopflocher hat immer wieder von seiner Liebe zu ihm geschrieben und auch mir war er in meiner Jugend sehr nahe und dies so buchstäblich wie sinnbildlich, denn ich bin nicht nur in der süddeutschen Stadt Göppingen am Fuß des Hohenstaufen geboren und aufgewachsen, als Bub hab ich zusammen mit meinen Freunden auch unzählige Stunden im heimatlichen Staufferwald rund um den Hausberg und die Stammburg Kaiser Barbarossas verbracht.

Und so wie Novalis, der Freiherr von Hardenberg, eine der romantischen Leitfiguren Robert Schopflochers gewesen war, so war mir wiederum der Freiherr von Eichendorff seit meiner Jugendzeit mehr und mehr zu einem poetischen Vorbild geworden und dies vor allem in der vagantischen Erzählfigur seines reimseligen und wanderlustigen Taugenichts. (Nur, was die Spielmannskunst meiner Generation betraf, unsere ewig jugendliche Begeisterung für „Bohemian Rhapsodies“ und „Rock ‘n’ Roll Fantasies“, da wollte Robert dann doch nicht so recht miteinstimmen.)

Robert Schopflocher war jedoch nicht nur für mich ein ferner, heimatlicher Weggefährte in unserer gemeinsamen Erfahrung der Entwurzelung aus der Alten Welt und der Auswanderung in die Neue Welt, er war auch ein unermüdlicher Netzwerker, der es ausgezeichnet verstand, mit Gleichgesinnten in verschiedenen Ländern Kontakte zu knüpfen und weiter zu flechten. Es war sein beispielhaftes Leben und geschichtserfahrenes Werk, seine authentische Weltläufigkeit, verbunden mit einer natürlichen Bescheidenheit, womit er immer wieder andere zu interessieren und zu faszinieren vermochte. Das wurde spätestens offensichtlich, als ich anlässlich seines neunzigsten Geburtstags eine Festschrift vorzubereiten begann, für die ich im Handumdrehen ein gutes Hundert Teilnehmer mit Beiträgen und Glückwünschen aus einer Vielzahl von Ländern versammelt hatte.

So entpuppte sich Robert Schopflocher im Rückblick einmal mehr als der weltweite Netzwerker und lebenswürdige Reb Froike seiner argentinischen Erzählungen, der durch sein Lebenswerk und nicht zuletzt seine Herzensbildung diese Festschrift auf vielfache Art und Weise inspirierte und somit die zerstreute

Gemeinschaft der Wandernden und Ausgewanderten, weit über die Grenzen der deutschsprachigen Welt hinaus, ein letztes Mal zahlreich um sich versammelte. In diesem Sinne brachte er denn vor wenigen Wochen noch einmal seine fürsorgliche Hoffnung zum Ausdruck, auch keinen der Beiträger in seiner Danksagung vergessen zu haben.

Zum Jahreswechsel klagte er allerdings auch schon einmal, dass die hochsommerliche Hitzewelle, die das Land am Rio de la Plata damals heimsuchte, ihm recht zusetze: „Früher konnte ich noch bei 34 Grad Celsius rudern. Ja früher...“. Aller körperlichen Erschöpfungserscheinungen ungeachtet war er jedoch weiterhin voller geistig-schöpferischer Unternehmungslust. So brachte er noch wenige Tage vor seinem Tod wiederholt den Wunsch zum Ausdruck, für die nächste Ausgabe des deutsch-amerikanischen Online-Journals *Glossen* einen passenden Beitrag zu liefern, und dies wohl nicht zuletzt auch deshalb, um diese transatlantische Zeitschrift in ihrem derzeitigen Übergang zwischen alter und neuer Herausgeberschaft weiter zu stärken.

Dieses vielfache Fördern und Vermitteln kreativer und persönlicher Beziehungen wurde auch nach seinem Tod noch einmal offenkundig, als mich zahlreiche Schreiben aus seinem Freundes- und Bekanntenkreis erreichten, wobei mehrere von ihnen auch von früheren sowie geplanten Besuchen bei ihm berichteten. Erst da wurde mir so richtig klar, wie er auch für so viele andere zu einer Art letztem, abendländischem Weltweisen im fernen Südwesten des amerikanischen Kontinents geworden war. Mit seinem Tod sind nun in der Tat die „letzten Strahlen der untergehenden deutschen Bildungssonne“ am Ende der sogenannten „Westlichen Zivilisation“ untergegangen. Was bleibt, ist unsere Dankbarkeit für ein literarisches Lebenswerk, das auf einzigartige Weise verschiedene Zeitalter und Erdteile umspannt! So weit von wo! Woher, wohin? Wanderer zwischen den Welten ... Von den Wassern zu Babel ... nach Babelsberg und Hollywood, ins Reich der Licht- und Schattenspiele? In jedem Falle ...

„Immer nach Hause“

Lieber Robert, dieser Heimwehspruch
war Deiner Weisheit letzter Schluss
und er führte dich schließlich auch über
jenen großen, unheimlichen Totenfluss,

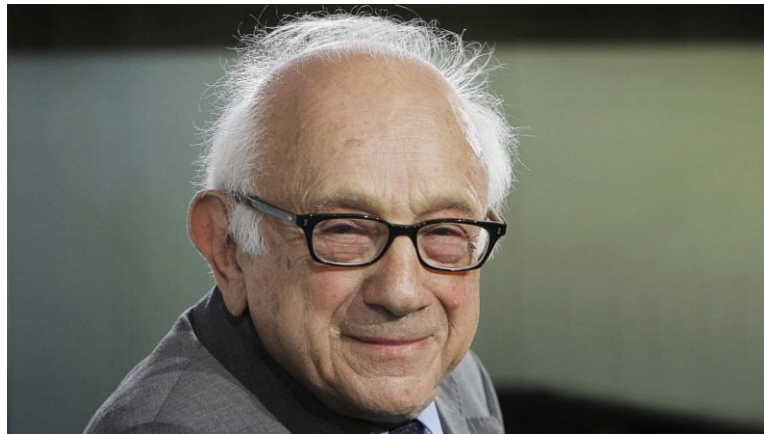
doch in der Welt des Geistes lebst Du fort,
denn dort bist Du nun endgültig daheim,
und so rufen wir Dir ein letztes Mal zu:
Hoch sollst Du leben! L'Chaim, L'Chaim!

Fritz Stern

Am 18. Mai 2016 ist unser Ehrenmitglied **Fritz Stern** im Alter von 90 Jahren in New York gestorben. Wir trauern um ihn und werden seine Stimme vermissen.

Ein Nachruf von Marko Martin

Fairness und Wachsamkeit



Fritz Stern auf der Frankfurter Buchmesse im Oktober 2007 (Foto: picture-alliance/ dpa)

In memoriam Fritz Stern (Breslau 1926 - New York 2016)

„Am 30. Januar 1933, drei Tage vor meinem siebenten Geburtstag, hörte ich, auf dem Heimweg von der Schule, Zeitungsjungen ein Extrablatt ausrufen.“ Soeben war Hitler Reichskanzler geworden und für den protestantisch getauften Fritz Stern, jüngster Sprössling einer seit Generationen in Breslau ansässigen, assimilierten deutsch-jüdischen Familie, würde eine Welt zusammenstürzen. Seine Eltern deuteten die Zeichen richtig und verließen mit ihm bereits im September '33 die schlesische Heimat. Sie blieben, voll düsterer Vorahnungen über die Zukunft Europas, nur für ein paar Jahre in Paris und setzten alles daran, die rettende Schiffspassage über die Zukunft Europas zu erhalten. Dorthin, wo Freiheit und Hoffnung war und Demokratie und der Willen, diese auch zu verteidigen – in die Vereinigten Staaten von Amerika des linksliberalen Präsidenten Franklin Delano Roosevelt. Zeitlebens würde Fritz Stern, späterhin längst beidseits des Atlantik ein hochangesehener Historiker und Intellektueller, dieser Gestimmtheit treu bleiben: Eine feine Witterung für autoritäre, ja totalitäre Versuchungen und eine Loyalität gegenüber jenen Ideen und Menschen, die für eine offene und gleichzeitig wehrhafte Gesellschaft standen. Mit deutschen Gesinnungspazifisten konnte Stern deshalb ebenso wenig anfangen wie mit amerikanischen McCarthy-Leuten, Rechtfertigern des Vietnamkriegs und zynischen Machtpolitikern à la Richard Nixon oder Henry Kissinger. Gleichwohl war der in den USA wie auch in der Bundesrepublik am Ende seines Lebens geradezu mit Preisen und Ehren überhäufte Fritz Stern kein moralisierender Kündler des idealen Guten und Schönen.

Trotz seines Witzes und seiner menschenfreundlichen Ironie ein strenger Denker, beendete er seine legendären Vorlesungen an der Columbia University gern mit den Zeilen aus Adam Wazyks „Gedicht für Erwachsene“, das 1955 in Polen erschienen war und sich gegen „die Geier der Abstraktion, die uns das Gehirn zerfressen“ wendete. Für ihn nämlich gab es nicht „die“ Geschichte und schon gar keine deterministisch bestimmten Zwangsläufigkeiten. „Die Geschichte wusste nicht, was wir wissen.“ Umso wichtiger war es für Stern, aus dem Geschehenen Lehren zu ziehen – ganz konkret: wetterfeste demokratische Institutionen, Gewaltenteilung und Presse- und Meinungsfreiheit, ergo eine liberale westliche Demokratie. Nach mörderischen Sonderwegen sah er das gegenwärtige Deutschland endlich im Westen angekommen, flankiert von den segensreichen Institutionen EU und NATO. Doch auch hier: kein Kitsch, kein Eiapopeia. Noch in seinen letzten Interviews vor einigen Wochen warnte der geistig wach gebliebene 90jährige vor den durchgeknallten west- und osteuropäischen Rechtspopulisten, aber auch vor den Gefahren, die in seiner Wahlheimat von einem brandgefährlichen Irrläufer wie Donald Trump ausgingen. „Für jemanden, der sich Zeit seines Lebens für eine tolerante Gesellschaft engagiert hat, ist dieser jetzt zu beobachtende Siegeszug des Illiberalismus etwas sehr, sehr Trauriges.“

Als Ideenhistoriker zog er nämlich Vergleiche, hatten doch bereits in der Weimarer Republik rechtskonservative Ideologen die Schwächen des parlamentarischen Systems instrumentalisiert, um der Öffentlichkeit ihre Version einer Gesellschaft anzudienen. Angeblich „rein“, radikal völkisch, ethnisch homogen und politisch gleichgerichtet - ein „drittes Reich“, wie einer dieser Propagandisten bereits Anfang der zwanziger Jahre gefordert hatte. Gerade deshalb müsste man Fritz Sterns wohl wichtigstes Buch jetzt noch einmal lesen: „Kulturpessimismus als politische Gefahr“ ist als seine Dissertation bereits 1953 erschienen und bleibt doch - ähnlich wie etwa Czeslaw Milosz' „Verführtes Denken“ - von ungebrochener, beunruhigender Aktualität. Vor allem jene, die auch heute nicht müde werden, der angeblich verweichlichten liberalen Gesellschaft den Totenschein auszustellen, könnten sich hier wiedererkennen in jenen nur vermeintlich idealistisch-religiösen, im Grunde jedoch krankhaft nihilistischen Desperados der zwanziger Jahre. Wie treffend hatte sie der humane Agnostiker Fritz Stern beschrieben: „Sie waren die Ankläger, aber unwissentlich auch ein Zeugnis dessen, was sie anklagten.“ Unvergessen auch, was nach seiner Meinung einen wahren Patriot ausmachte: Einen, der empathisch und sensibel genug ist, sich mitunter auch für das eigene Land zu schämen.

Fritz Stern war Ehrenmitglied unseres PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland. Gern hätte ich ihn, den als ebenso grundgütig wie unbestechlich Beschriebenen, auch einmal persönlich getroffen. Bei der nächsten USA-Reise, dachte ich oft, bei der nächsten ... Jetzt ist es dafür zu spät; am 18. Mai ist Fritz Stern in New York gestorben. Was bleibt, ist die Erinnerung an ein geradezu exemplarisches Leben, sind aber vor allem seine Bücher, Sterns lebenslanger Einspruch gegen Irrationalismus und menschenverachtende Hysterie. What a man.

Cornelius Schnauber

Christina Linhardt hat uns aus ihrem Familienarchiv zwei Fotos von ihrem Vater, Cornelius Schnauber, geschickt.

Links Friedrich Dürrenmatt mit dem Schweizer Bundesrat Willi Ritschard, rechts Dürrenmatt mit seiner erste Frau Lotti und mit Judith und Cornelius Schnauber und ihrer Tochter Christina auf einem Ausflug in den Grand Canyon.



Auszeichnungen



Am 4. April 2016 fand in Lima im „Congreso de la República“ (der dem Deutschen Bundestag entspricht) eine Pressekonferenz zum neusten Roman unseres Mitgliedes Terese Ruiz Rosas statt.



MARIA SOLEDAD PEREZ TELLO DE RODRIGUEZ
Congresista de la República

Tiene el agrado de invitar a usted a la Conferencia de Prensa
por el lanzamiento de la novela:

“Nada que declarar. El libro de Diana”
de Teresa Ruiz Rosas

sobre trata internacional de mujeres, que
se llevará a cabo el día el lunes 04 de abril de 2016 a las 9:30 am

Lugar: Sala “Gustavo Moisés”
Congreso de la República Plaza Bolívar,
Av. Abancay s/n – Lima
Entrada por puerta principal

R.S.V.P
311-7768
gneira@congreso.gob.pe

Wir gratulieren Teresa Ruiz Rosas ganz herzlich!

Aus den Tätigkeiten unserer Mitglieder

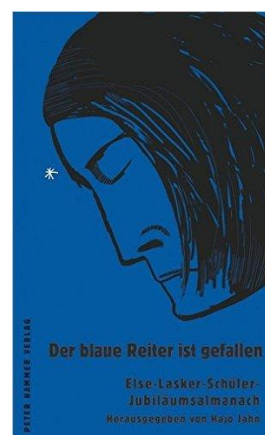
Renate Ahrens ging im Frühjahr 2016 mit ihrem neuen Roman *Das gerettete Kind* auf Lesereise durch Deutschland. Im April 2016 stellte sie ihren Roman in einem Seminar der Germanisten am University College Dublin von und diskutierte mit Studenten über Probleme der literarischen Übersetzung.

Gabrielle Alioth hat für das Schweizerische Jugendwerk (SJW) eine Geschichte über die Thebäische Legion, zu der Figuren wie der heilige Mauritius und die heilige Verena gehören, geschrieben, mit Illustrationen von Laura Jurt.



Irène Bourquin Gedichtband *Schaukelnd im grünen Atem des Meeres* erscheint diesen Sommer im Waldgut Verlag, Frauenfeld. Wir freuen uns, drei Gedichte aus dem Band unter unseren Beiträgen abdrucken zu dürfen.

Martin Dreyfus wird seinen im Dezember an der TU Darmstadt gehaltenen Vortrag über „Raubkunst und Kunstraub (in der Schweiz)“, in dessen Rahmen er u.a. auf die Thematik des abgelaufenen Urheberrechtes für inzwischen alle in der Shoa umgekommenen Autorinnen und Autoren eingeht, am Donnerstag, den 7. Juli 2016 in Berlin wiederholen. Zudem hat er mehrere Beiträge über Kunstschaffende in der Emigration in der Schweiz zur Zeit des 1. Weltkrieges in *Der blaue Reiter ist gefallen* (Peter Hammer Verlag, Wuppertal, 2015) publiziert. Dies ist der 11. Almanach, der von Hajo Jahn mit den Beiträgen zum XX. Else Lasker-Schüler Forum vom März 2014 in Wuppertal herausgegeben wurde, und zugleich Jubiläumsausgabe zum 25jährigen Bestehen der Else Lasker-Schüler-Gesellschaft mit ihren weltweit 1400 Mitgliedern. Weitere Beiträge sind von Alfred Grosser „100 Jahre Erster Weltkrieg“ und von Herta Müller ein Plädoyer für das inzwischen im Museum Baden in Solingen realisierte „Zentrum der verfolgten Künste“.

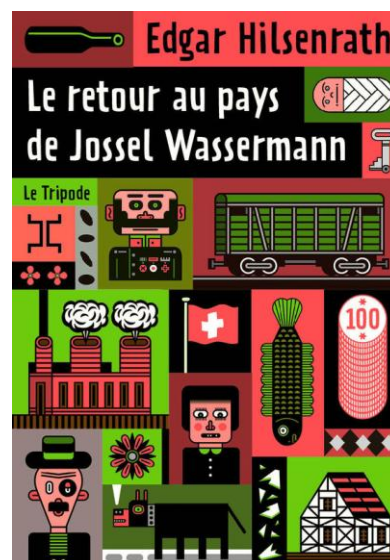


Freya Klier hat Schul- und Abendveranstaltungen in Hessen, Rheinland-Pfalz, NRW, Niedersachsen und Bayern durchgeführt. Zu Filmvorträgen weilte sie eine Woche in Bosnien-Herzegowina.

Zur Zeit arbeitet Freya Klier als Regisseurin und Autorin am Film „Wenn Mutti früh zur Arbeit geht. Die Frau im Sozialismus“.

Ihre Ausstellung [„Verordnete Freundschaft - Die Sowjetische Besatzung von 1945 bis 1994“](#) über die sowjetische Besatzung in der DDR war dieses Frühjahr in Berlin und Magdeburg zu sehen und steht derzeit in einer Gedenkstätte in Dresden.

Edgar Hilsenraths Roman *Jossel Wassermanns Heimkehr* ist in französischer Ausgabe erschienen:



Marko Martin ist in diesem Jahr mit dem Stipendium des Deutschen Kulturforums östliches Europa Stadtschreiber in Breslau/Wrocław und berichtet in seinem Blog über seinen Aufenthalt:

<http://stadtschreiber-breslau.blogspot.de/>

Unter unseren Beiträgen finden Sie Marko Martins Bericht vom 11. Mai 2016 über die Lesung von Utz Rachowski.

Gerda Nischan erholt sich von ihrem, im letzten Jahr erlittenen Schlaganfall und schreibt an einem Buch mit dem Titel: *The Year I lost when I had a Stroke*. Wir wünschen ihr alles Gute.

Thomas Poeschels Roman *Der Nestor* erscheint Anfang 2017 bei Elster in Zürich, und er arbeitet bereits an einem neuen Buch.

Utz Rachowski meldet uns, dass am 14. Mai in Wrocław (Breslau), Nowy Targ (Neumarkt) sein Monolog-Stück *Sebastian* (zusammen mit einem Theaterstück von STANISŁAW LEM und STEFAN ŻEROMSKI) im „Pop Up Pavillon Kulturhauptstadt Europa Wrocław 2016“ des Goethe-Instituts aufgeführt wurde, und dass er drei Lesungen in Wrocław hatte:

- Am 6. Mai auf der Sächsische Landesvertretung des Freistaates Sachsen, eine deutsch-polnische Lesung aus seinem Buch „Miss Zuki czyli Ameryka jest całkiem blisko!“ zur Vernissage der polnischen Malerin BARBARA JANKOWSKA-JOHN, die ihre ausgestellten Bilder mit Titeln aus Verszeilen meiner Gedichte präsentierte.

- Am 7. Mai fand in der Buchhandlung „Tajne Komplety“ („Geheimunterricht“), eine deutsch-polnische Buchvorstellung seines Gedichtbandes „Miss Zuki czyli Ameryka jest całkiem blisko!“ statt mit der Übersetzerin Ewa Szymani und der Herausgeberin und Autorin des Nachworts Ewa Matkowska. Auch unser Mitglied Marko Martin, der diesjährige Stadtschreiber von Wrocław, war anwesend und hat darüber in seinem Blog berichtet (vgl. Beiträge).

- Am 8. Juni hatte Utz Rachowski eine Lesung innerhalb der Sächsischen Kulturwoche Wrocław/Breslau.

Lutz Rathenows Buch *Ostberlin*, mit Fotos von Harald Hauswald (Jaron Verlag, Berlin), das 1987 erstmals publiziert wurde, erschien als fünfte Ausgabe im vierten Verlag in insgesamt neun Auflagen und ist anhaltend erfolgreich. Demnächst erscheint: *Einer freut sich immer. Prosa und Lyrik. Ein Lesebuch*, mdv, Halle 2017.

Axel Reitel hat folgende Arbeiten publiziert:



Literaturnachwuchs im SED-Staat. Das Beispiel Sachsen
Das Thema wurde vom sächsischen Landesbeauftragten in Auftrag gegeben und am 11. Mai 2016 vom Autor abgeschlossen. 100 Seiten (inklusive Anhang).

Das alte Gewehr. Roman
Synopsis:

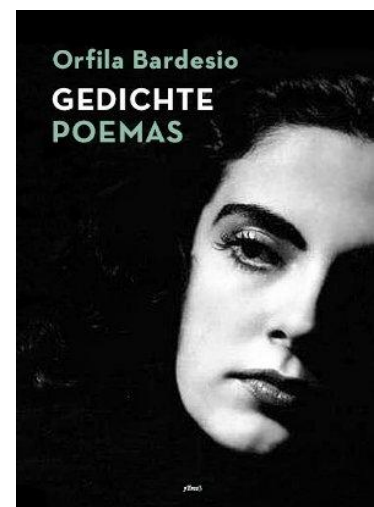
Zuchthaus Cottbus (nahe der polnischen Grenze): 14.-17. Dezember 1981. Drei Tage offener Protest gegen das Kriegsrecht in Polen von 350 politischen Gefangenen. Die neue Gewerkschaftsbewegung *Solidarność* hält nicht nur die halbe Welt in Atem. Präsident Reagan droht der Sowjetunion mit Sanktionen, die warnt ihrerseits vor einem „thermonuklearen“ Krieg (Lausitzer Rundschau 1981). Als der Vatikan als Multiplikator der neuen Gewerkschaft auftritt, wird auf den Papst ein Attentat verübt. Bundeskanzler Schmidt wird bei seinem dreitägigen Besuch in der Schorfheide vom Gastgeber Honecker getäuscht, vom Kriegsrecht selbst überrascht zu sein. Derweilen wird jede Sympathiebekundung für den polnischen Karneval im SED-Staat strengstens verfolgt. Ausgerechnet an einem irrationalen Ort wie einem Gefängnis bricht die größte Erhebung im SED-Staat aus, gegen das Kriegsrecht und für den neuen Aufbruch in Polen. Ein Erschießungskommando taucht auf den Dächern des Gefängnisses auf. Doch ist jeder dieser Gefangenen gute 100.000 DM wert. Wer schickte also die Scharfschützen? Und können sie überhaupt auf eine so wertvolle Fracht schießen? Zu allem Unglück kommt der Gefängnisdirektor bei einer Fahrt nach Polen ums Leben. *Nach authentischen Ereignissen.* Weiter im Spiel sind Schalck-Golodkowski, Erich Mielke, Rechtsanwalt Vogel, Veit Schulz vom Zentralen Operativstab in Ostberlin, OKR Hermann Kalinna in Bonn, Ludwig A. Rehlinger in Westberlin, *das neue militärpolitische Kabinett in der Stadt Cottbus*, ein für das Komitee tätiger Zivilmeister, Erzieher, Schließer, die unsichtbaren Herren vom Zimmer 1, der neue auf Rätsel versessene Gefängnisdirektor und eine geheimnisvolle polnische Gefangene im Untersuchungshaftgebäude (für Frauen) im Zuchthaus Cottbus.

Fünf von uns starben. Roman

Pitch: Indochina 1954. An Weihnachten 1953 geschah im Posten der 13. Demi-Brigade der Fremdenlegionäre ein Mord. Der Mörder ist flüchtig. Zehn Legionäre sollen ihn finden. Nach authentischen Ereignissen.

Weitere Projekte: Es entstehen neue Gedichte und neue Lieder. Eine Auswahl von drei neuen Gedichten aus dem geplanten Lyrikband *Federbälle* (Arbeitstitel) werden in diesem Newsletter vorgestellt.

Peter Rosenthal meldet, dass der von ihm und Simone Tillmann übersetzte Gedichtband *Poemas* von Orfila Bardesio erschienen ist.



Von **Egon Schwarz** erschien *Im Leben und in der Wissenschaft, Mit Geduld kann man vieles erreichen, Erinnerungen, Portraits, Reflexionen*, in: Edition Doppelpunkt, Wien 2015, Hrsg. Martin Petrowsky. Und Sonstiges.

Guy Stern war im Mai zu der Eröffnung einer Ausstellung nach Foucarville, an der Küste der Normandie, als Redner eingeladen. Dort war nämlich das erste und größte Kriegsgefangenenlager an der westeuropäischen Front, wo auch er als Verhörer der Gefangenen tätig war.

Deborah Vietor-Engländer wird dieses Jahr die Biographie von Alfred Kerr (Rowohlt) und zusammen mit Jonathan Skolnik unter dem Titel *Shylock und andere jüdische Schriften* den zweiten Band der dreibändigen Ausgabe von Hermann Sinsheimers Werken (Verlag für Berlin-Brandenburg) herausgeben. Am 27. Mai hat sie in London eine Vortrag zu „Theodor Fontane, Alfred Kerr and the „Ritterschlag“ 1894“ gehalten.

Writers-in-Prison

Brief von Freya Klier

Liebe Renate Ahrens, Claudia Becker, Jutta Birmele, Irène Bourquin, Esther Dischereit, Dagmar Galin, Stefanie Golisch, Gisela Holfter, Deborah Vietor-Engländer, Christine Wolter ... und als Englisch-Lektorin in Abständen auch Gabrielle Alioth ...

Lieber Burkhard Bierschenck, Daniel Cil Brecher, Karsten Dümmel, Michael Eskin, Reinhard Klimmt, Fred Kurer, Gino Leineweber, Frederick Lubich, Marko Martin, Hans Mayer, Hans Poppel, Utz Rachowski, Axel Reitel, Udo Scheer, Guy Stern, Fred Viebahn und Friedrich Voit ...

kurz: Liebe WiP- Mitstreiter!

In den vergangenen Wochen sind einige unserer inhaftierten Kollegen unerwartet frei gekommen. Es sind Autoren wie der iranische Schriftsteller und Filmemacher Mostafa Azizi, dessen Familie sich nun bei allen PEN-Unterstützern bedankt. Oder die azerbaijanische Journalistin Khadija Ismayilova, die zunächst „auf Probe“ entlassen wurde - auch dies nicht zuletzt auf Druck unserer weltweit gut vernetzten PEN-Zentren.

Jede/r von Euch hat Briefe für die Verfolgten und Eingesperrten oder zur Erinnerung an die Ermordeten verfasst. Einige gehören schon jahrelang unserer Gruppe an, andere sind neu dazugestoßen.

Dass wir eine permanent arbeitende Writers-in-Prison-Gruppe sind, ist effizient und eher selten zu finden unter den 164 PEN-Zentren. Dafür danke ich jeder und jedem von Euch an dieser Stelle sehr herzlich! Mein Dank geht also in die Schweiz und nach England, nach Deutschland und Italien, nach Irland und in die USA, nach Neuseeland und in die Niederlande, nach Österreich und nach Bosnien-Herzegowina und auch nach Frankreich.

Freya Klier

„Stand up for the truth, and dare to ask questions and be critically minded.
Fight with me for freedom, and for truth.“

Khadija Ismayilova

Writing for Writers: „Eine moralische Verpflichtung“ von Jutta Birmele

In dieser Rubrik berichten unsere WiP-Briefschreiber/innen von ihren Erfahrungen, ihren Motiven, Frustrationen und ihren Erfolgen. Hier ein Bericht von Jutta Birmele:

Unsere Bemühungen bei PEN um inhaftierte Journalisten und Schriftsteller empfinde ich als eine ernsthafte moralische Verpflichtung. Freya hat an uns vor wenigen Tagen einen höchst Besorgnis erregenden Brief von Narges Mohammadi weitergeleitet (vgl. weiter unten). Diese mutige Frau sitzt in Einzelhaft in einem Gefängnis im Iran und erlebt jeden Tag ihr Leben erneut als psychologische und körperliche Folter. Ihr „Verbrechen“? Sie hat ihr Recht auf Meinungs- und Pressefreiheit ausgeübt, ohne Rücksicht auf die Folgen in ihrem Land!

Meinungsfreiheit und Pressefreiheit sind Grundlagen der öffentlichen Meinungsbildung. Neben den meisten Verfassungstexten fordern auch zahlreiche internationale Abkommen, wie z.B. die der UN in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte in Art. 19, die Gewährleistung der Meinungsfreiheit. Fast alle Staaten haben diese Erklärung unterzeichnet.

Die Daten der Organisation Reporter ohne Grenzen (reporter-ohne-grenzen.de) listet 180 Länder auf in einer Rangfolge bestimmt durch den Grad ihrer Befolgung dieses grundlegenden Menschenrechts. Deutschland steht auf Platz # 16, Großbritannien auf # 38, die USA auf # 41, Frankreich auf #45, Italien auf # 77, und Iran auf # 169. Man sieht, dass selbst die uns bekannten Länder durchaus keine ideale Handhabung des Meinungsäußerungsrechts vorweisen können.

Zwei oder drei Jahre vor ihrem Tode hat mir die bekannte russische Journalistin Anna Politkovskaya (1958 – 2006) von mehreren Attentatsversuchen auf ihr Leben berichtet und nachdrücklich ihre Überzeugung geäußert, dass sie ermordet werden würde. Das hat sie nicht daran gehindert, weiterhin ihre Kritik an der Politik und der verbrecherischen Handhabung der Opposition durch die Putin-Regierung in der Novaya Gazeta zu veröffentlichen. Und leider behielt sie Recht mit ihrer Voraussage!

Journalisten, die ihr Leben und ihre Gesundheit einsetzen, um dieses fundamentale Recht der Meinungs- und Pressefreiheit auszuüben, sind vorbildlich und verdienen unsere höchste Anerkennung. Wir können das durch Protestbriefe an die Regierungschefs, die Justizminister, die Botschafter u.a. zum Ausdruck bringen, und zumindest etwas Trost spenden für die isolierten, gefolterten Opfer. Wir sollten uns alle an diesen Briefaktionen beteiligen.

Juni 2016

Wir drucken hier den von Jutta Birmele erwähnten Brief der eingekerkerten iranischen Journalistin Narges Mohammadi an den Internationalen PEN ab:

Dear members of International PEN,

I' m writing this letter to you from the Evin Prison. I am in a section with 25 other female political prisoners, with different intellectual and political point of view. Until now 23 of us, have been sentenced to a total of 177 years in prison (2 others have not been sentenced yet). We are all charged due to our political and religious tendency and none of us are terrorists.

The reason to write these lines is, to tell you that the pain and suffering in the Evin Prison is beyond tolerance. Opposite other prisons in Iran, there is no access to telephone in Evin Prison. Except for a weekly visit, we have no contact to the outside. All visits takes place behind double glass and only connected through a phone. We are allowed to have a visit from our family members only once a month.

But it is the solitary confinement, which is beyond any kind of acceptable imprisonment. We - 25 women - have detained in total more than 12 years in solitary confinement. Political prisoners who are considered dangerous terrorists are held in solitary confinement indefinitely. Retention in solitary confinement can vary from a day up to several years.

However, according to regulations of the Islamic Republic of Iran, holding prisoners in solitary confinement is illegal. Unfortunately until now, the solitary confinement, as a psychological torture, has had many victims in Iran.

During 14 years long activity of the Center for Human Rights Defenders, the Center have published and held many protests against the use of this kind of punishment. But unfortunately the solitary confinement is still used against many of Iran's political prisoners. The solitary confinement is used to get forced and false confessions out of the defendants. These false and faked confessions are used against the defendants during the trials. Many of the detainees in the solitary confinement are suffering from mental and physical health problems and the injuries will remain with them for the rest of their life. As a matter of a fact, the solitary confinement is nothing but a closed and dark room. A dimly confined space, deprived of all sounds and all light that can give the inmates a sense of humanity. Personally, I have been in solitary confinement three times since 2001. Once during my interrogation in 2010, I suffered a panic neurotic attacks, which I had never experienced before.

As a defender of human Right, who has experienced and have had dialogues with many people detained in solitary confinement, I emphasize that this kind of punishment is inhuman and can be considered psychological torture.

As a humble member of this prestigious organization, I urge all of you, as writers and defenders of the principles of free thought and freedom of speech and expression, to combat the use of solitary confinement as torture, with your pen, speech and all other means. Maybe one day we will be able to close the doors behind us to solitary confinement and no one will be sentenced to prison for criticizing and demanding reforms. I hope that day will come soon.

Greetings and Regards

Narges Mohammadi
Prison Evin, May 2106

Hinweise, Veranstaltungen, Publikationen

Hinweise

Glossen, Heft 42

Frederick A. Lubich wird in diesem Sommer *Glossen*, Heft 41 herausbringen. Was Heft 42 für Winter 2016/2017 betrifft, so würde er als „Interim Managing Editor“ von *Glossen* gerne den aktuellen Themenkomplex der Flüchtlingsströme durch Europa und den möglicherweise bevorstehenden Mauerbau gegen illegale Immigranten an der Südgrenze von Nordamerika unter dem Arbeitstitel „Von Mauerbau und Mauerschau: transatlantische Kassandrarufe“ zur Diskussion stellen und diesbezüglich verschiedene Stimmen aus der Alten und Neuen Welt einladen, dazu im weitesten Sinne Stellung zu nehmen. Die Beiträge können der bewährten Konzeption von *Glossen* entsprechend auf Deutsch oder Englisch geschrieben und auch gerne poetischer, polemisch-parodistischer sowie kreativ-visueller Natur sein.

Wenn Sie Interesse haben, zu *Glossen* Heft 42 beizutragen, setzen Sie sich bitte mit Frederick A. Lubich in Verbindung unter: flubich@odu.edu

Vgl. dazu auch das Interview von Frederick A. Lubich mit Wolfgang Müller unter unseren Beiträgen.



THREE SEAS WRITERS' & TRANSLATORS' COUNCIL

A. Laskou 10 A
GR-85 100 Rhodes, Greece
Tel.: +30-22410-32 510, 32 520
Fax.: +30-22410-32 455

Three Seas Writers' and Translators' Council (TSWTC),
Vorstandswahlen und Bewerbung Rhodos als Kulturhauptstadt Europas 2021

Three Seas Writers' and Translators' Council (TSWTC), die in Rhodos, Griechenland, residierende Vereinigung von Schriftsteller- und Übersetzerorganisationen der ‚Three Seas‘, der Ägäis, der Ostsee und des Schwarzen Meeres, hat auf ihrer Jahresversammlung im Mai 2016 einen neuen Vorstand gewählt. Für eine dreijährige Amtszeit wurden gewählt: **Gino Leineweber** (Deutschland) Präsident, **Yiorgos Chouliaras** (Griechenland) Vizepräsident, **Dalia Staponkute** (Litauen) Generalsekretärin, **Anna Nasilowska** (Polen) Kassenwartin, **Lela Abdushelisvili** (Georgien) Beisitzerin und **Mesut Senol** (Türkei) Beisitzer. Die stellvertretenden Vorstandsmitglieder derselben Länder sind **Nina George**, **Liana Sakelliou**, **Antanas Jonynas**, **Barbara Grzegorzewska**, **Mañana Dumbadze** und **Gonca Özmen**.

TSWTC wurde 1998 unter der Schirmherrschaft der UNESCO als ein gemeinnütziger Verein gegründet, der sich für den freien Austausch von Ideen und Informationen und das gegenseitige Verständnis einsetzt. Dies tut er hauptsächlich durch literarische Arbeit innerhalb der Länder der Ägäis, der Ostsee und des Schwarzen Meeres. Auf dieser Grundlage wird die Zusammenarbeit der literarischen Organisationen gefördert, die Rechte intellektuellen Eigentums bewahrt und gestärkt, und es werden literarische und kulturelle Aktivitäten veranstaltet und unterstützt. Mit dem Gästehaus des Internationalen Schriftstellerzentrums in Rhodos werden den Mitgliedern Arbeitsaufenthalte auf Rhodos und die internationale Verbreitung ihrer Werke ermöglicht. Diese Aktivitäten haben gerade jetzt an Bedeutung gewonnen, da Rhodos sich um die Rolle als Kulturhauptstadt Europas im Jahre 2021 bewirbt. Diese Kandidatur wird von TSWTC aktiv unterstützt.

Die nächste Veranstaltung in Rhodos, die gleichzeitig Teil dieser Kampagne ist, wird ein von der **Hamburger Autorenvereinigung** und TSWTC in Kooperation durchgeführter Workshop in der ersten Septemberwoche 2016 sein. 12 Schriftsteller/innen aus sechs Ländern (Deutschland, Litauen, Bosnien-Herzegowina, Griechenland, Türkei, Bangladesch) widmen sich dem Thema „Das Fremde in uns“. Der Workshop ist der literarische Versuch, sich bewusst zu werden, was in uns geschieht, wenn wir mit Situationen um uns herum konfrontiert werden, die wir als nicht üblich, ungewöhnlich oder befremdlich betrachten. Rhodos und die umliegenden Inseln mit ihren unterschiedlichen Einflüssen fremder Mächte seit den frühesten Tagen der Geschichte, wie auch noch heute, sind ein exzellenter Hintergrund für einen solchen Workshop.

Begleitet wird er mit einer öffentlichen Veranstaltung in Kooperation mit dem Internationalen Schriftstellerzentrum. Die Ergebnisse des Workshops werden 2017 mehrsprachig und übersetzt in Buchform veröffentlicht und sollen in den Ländern der Teilnehmer präsentiert werden.

Veranstaltungen

Bachletten in Basel: das „Kleine Literaturzimmer“



Irène Bourquin (stehend) las aus ihrer Erzählung *Der Fuchs ist ein Symboltier*.

Am 20. April 2016 lasen Gabrielle Alioth und Irène Bourquin in der Bachletten Buchhandlung Basel, in der ersten Veranstaltung im „Kleinen Literaturzimmer“. Hier ein Bericht von Irène Bourquin aus dem BC-Letter Nr. 29:

Die Bachletten Buchhandlung in Basel hat seit letztem Herbst eine neue Leitung: Die Zwillingsschwestern Claudia und Manuela Probst, unterstützt von Manuelas Tochter Isabella, haben – nach Einarbeitung durch den Buchhändler, Autor und früheren „Nachtmaschine“-Verleger Matthyas Jenny – den Quereinstieg geschafft. Die Schwestern Probst, beide Pflegefachfrauen, begeisterte Leserinnen und langjährige Kundinnen von Jenny, wollten die Schließung der bekannten Buchhandlung verhindern und etwas Neues wagen. Das „Kleine Literaturhaus,“ im Keller gibt es nicht mehr. Aber die engagierten Buchhändlerinnen haben Ersatz zu bieten: das „Kleine Literaturzimmer,“ hinter dem Verkaufsraum, mit Platz für 25 bis 30 Gäste und Blick ins Grüne. Waldgut-Autorin Irène Bourquin und die Baslerin Gabrielle Alioth eröffneten es am 20. April 2016 mit ihrem Doppel-Leseprogramm „Das Glück in der Ferne“ zum Thema Schweizer Auswanderer.

Publikationen

Walter Mehring
Sturm und Dada

Walter Mehring, wiewohl selber nicht direkt an der Entstehung des Dadaismus in Zürich beteiligt, darf - vor allem dank seiner Freundschaft mit Protagonisten der Dada Bewegung wie Richard Huelsenbeck als einer der ersten Chronisten und Wegbereiter der Dada Bewegung in Berlin gelten. Zuvor war Mehring mit seinen „Sturm-Balladen“ bereits in der von Herwarth Walden herausgegeben Zeitschrift „Der Sturm“ präsent. In zahlreichen Aufzeichnungen und Essays hat Mehring diese Zeit festgehalten, sich für Sturm und Dada eingesetzt. Aus Anlass des 100 Jahr Jubiläums der Dadabewegung, deren Anfänge eng mit Herwarth Waldens Sturm verbunden ist, werden hier Mehrings Sturm Balladen, seine Dada Gedichte, Erinnerungen und Essays erstmals in einem Band gesammelt als dritter Band der Werkausgabe im Elster Verlag neu vorgelegt.

Walter Mehring
Sturm und Dada
Elster Verlag Zürich 2016

„Er sieht Berlin zum ersten Mal so, wie die Welt bisher Paris gesehen hat“ Kurt Tucholsky

WALTER MEHRING STURM UND DADA

Gedichte, Erinnerungen und Essays



Das Manuskript unserer Anthologie *Alles wandelt sich – Echos auf Ovid* ist inzwischen beim Verlag, und wir hoffen, dass der Band in diesem Herbst erscheinen wird.

Alles wandelt sich Echos auf Ovid



Herausgegeben von Gabrielle Alioth und Hans-Christian Oeser

P & L EDITION

Literarische Vorstellungen

In dieser Rubrik bitten wir Mitglieder, sich mit einem literarischen Text vorzustellen. Hier Hubert Schirneck mit *Die Remittende* – ein Text, der für die Zeitschrift „Buchmarkt“ geschrieben wurde, als Werbung für ein neues Buch, in dem es um ungewöhnliche Erfindungen geht – und *Der Ladenhüter*, ebenfalls erstmals im „Buchmarkt“ veröffentlicht.



Hubert Schirneck

wurde 1962 in Gera geboren. POS und Ausbildung zum Industriekaufmann. Daneben Teilnahme an Schreibwerkstätten etc., jedoch keine Veröffentlichungen in der DDR. Arbeit als Bühnentechniker und Heizer. Wehrdiensttotalverweigerung. Danach mehrere Ausreiseanträge. Nach drei Jahren Wartezeit Ausreise aus der DDR. Verschiedene Wohnorte, u.a. Krefeld und Regensburg. Seit 1996 freischaffender Autor. Lebt seit 1999 wieder in Weimar.

Veröffentlichungen ab 1989, zunächst in Zeitschriften wie *Akzente* sowie in französischen Zeitschriften. Im Herbst 1989 erschien der erste Gedichtband, mit einem Nachwort von Günter Kunert. Danach erschienen einige Bücher mit Erzählungen und Gedichten, seit 2000 auch Kinderbücher. Zudem diverse Arbeiten für den Rundfunk.

Besonders die Kinderbücher sind in viele Sprachen übersetzt.

Auszeichnungen: Niederrheinischer Literaturpreis; Österreichischer Staatspreis für Kinder- und Jugendliteratur. Verschiedene Auszeichnungen durch die Stiftung Lesen, die Leipziger Buchmesse sowie durch das Goethe-Institut.

Bücher (Auswahl)

Was immer uns trägt, Gedichte, Nachw. Günter Kunert, Passau (Reche Verlag), 1989

Ausordnen, Gedichte, Ill. Karl-Georg Hirsch, Passau, 1993

Das Endspiel, Erzählung, Passau, 1996

Der Tag an dem mich Gregor Samsa besuchte, Gedichte und Erzählungen, Nachwort Wulf Kirsten, Rudolstadt (Hain Verlag), 1999

Das Neueste von den sieben Zwergen, Wien (Verlag Jungbrunnen), 2000

Als der Lange seine gute Laune verlor, Wien, 2001

Kiri Wal zählt die Sterne, Mit Sylvia Graupner, Wien, 2001

Neue Totentänze, Gedichte, Mit K.-G. Hirsch, Volker Braun u.a., Frankfurt (Suhrkamp Verlag), 2002

Zusammengewürfelt und auseinandergeschirneckt, Gedichte, Passau, 2002

Was ist ein Traum, fragte Jonas, Wien, 2003

Flaschenpost für Papa, St. Pölten/Salzburg (Residenzverlag), 2004

Theo und der Aufstand der Bücher, Stuttgart (Klett-Verlag), 2007

Die grüne Nudelsuppe spielt Geige, Wien, 2008

Das Herz der Dinge, Erzählungen, Erfurt (Druckkammer), 2010

Smiling Death oder Die Kunst, lächelnd von einem Tisch aufzustehen, Roman, Berlin (Satyr-Verlag), März 2011

Wir, die Osterhasen, Kinderbuch, Wien, 2011 (auch als Hörbuch bei DAV)

Typisch Bär!, Kinderbuch, Köln (Boje-Verlag), 2012
Der Waschbär putzt sein Badezimmer, Bilderbuch, 2014
Die Beherrscher der Neuen Erde, Gedichte (Oktober 2015)

Die Remittende

- Hubert Schirneck -

In den uns bekannten Ausgaben der Bibel heißt es, Gott hätte sich am siebten Tag ausgeruht. Das ist aber schon die redigierte Fassung. Ursprünglich stand in der Genesis: „Am siebten Tag aber erschuf Gott die Remittende.“

Denn er hatte (aufgrund einer eklatanten Fehleinschätzung des tatsächlichen Bedarfs) von allem viel zu viel bestellt. Zum Beispiel von den Papageien, deren ständiges Geplapper nicht auszuhalten war. Auch mit den 700 Millionen Elefanten hatte er sich verkalkuliert. Ganz zu schweigen von den 80 Milliarden Regenwürmern. Diese hatten die ganze Erde schon nach einem Tag derart zerpflügt, dass vor allem die schwergewichtigen Landtiere echte Probleme mit der Trittsicherheit bekamen.

Auch von den zunächst geplanten 14 Weltmeeren mussten einige sofort wieder zurückgeschickt werden, weil die Nachfrage einfach nicht da war.

Gott remittiert auch heute noch täglich, gelegentlich sogar Engel. Natürlich verkauft er die Engel nicht weiter - das unterscheidet sein Gewerbe von dem der Buchhändler. Aber Engel sind nun einmal darauf programmiert, immer nur Gutes tun zu wollen, und das kann im Übermaß ganz schön nerven.

Am siebten Tag ruhte Gott sich also nicht etwa aus, sondern er remittierte. Und so gilt die Remittende bis heute als eine der genialsten Erfindungen überhaupt. So genial, dass der Buchhandel sie dankbar übernahm.

Der Ladenhüter

- Hubert Schirneck -

Wenn sich ein junger Mensch in der Berufsberatung nach Jobs in der Buchbranche erkundigt, wird er meistens auf die üblichen Berufe verwiesen:

Da gibt es Autoren und Illustratoren. Buchgestalter und Drucker. Lektoren und Unverlangte-Manuskripte-Zurückschicker. Verleger und Wiederfinder. Antiquare und Antiquierte. Das sind ja zumindest teilweise ganz wunderbare und erfüllende Daseinsformen. Doch recht selten wird der Ladenhüter erwähnt. Ladenhüter gibt es bekanntermaßen in vielen Branchen, aber in Buchläden sind sie besonders häufig anzutreffen. Nachts bewachen sie das Geschäft mit Ausdauer und höchster Zuverlässigkeit. Sie sind auch tagsüber die ganze Zeit im Laden – wobei sie allerdings kaum auffallen. Sie verschmelzen quasi mit ihrer Umgebung. Sie könnten sich direkt neben die Kasse setzen, und die meisten Kunden würden sie nicht bemerken. Trotz ihres sehr geringen Verkaufstalentes vertreten sie die Buchhändler, wenn diese am Mittag eine Bratwurst oder eine Buchstabensuppe essen gehen. Die meisten Ladenhüter mögen übrigens Lyrik, aber sie haben zu allen Büchern im Geschäft eine enge Beziehung, vor allem zu denen, die schon seit Jahren im Regal stehen und an chronischer Unverkäuflichkeit leiden. Zuwendung und Trost bekommen diese aufklappbaren Staubfänger aber auch von den Buchstützen, die eine sehr spezielle psychologische Ausbildung vorweisen müssen, bevor sie in den Bücherregalen ihrer Aufgabe nachgehen dürfen (siehe auch „Das Drama des wenig beachteten Buches. Probleme erkennen, analysieren und effektiv verdrängen“, Noname Verlag, Berlinchen, 2015).

Manche Ladenhüter haben noch einen Zweitjob. Sie hüten zum Beispiel Schafe, Tore, Augäpfel oder irgendwelche Geheimnisse. Vor allem aber hüten sie sich selbst davor, ihren Mitmenschen übermäßig aufzufallen.

Beiträge

Roland Merk

Mit besten Grüßen aus Paris

Eigentlich hätte ich an diesem Abend des 13. November gerne im 10. oder 11. Arrondissement gefeiert, etwa im *Bataclan* oder am *Canal St. Martin*, aber wie ihr alle wisst, Paris wurde zur Zielscheibe von terroristischen Attacken. In dieser Geisterstadt, zu der sie schlagartig wurde, war es also nicht gut zu feiern. Auch deshalb nicht, weil ebenso schlagartig mit den Attacken sich wieder reflexartig eine Entrüstungskultur meldete, die wir seit einigen Jahren kennen und die das Land nicht aus dem Schlamassel bringen werden. Gewiss – fängt hier die leidige Front schon an? –, wir werden keine Barbaren sein wollen, und die Trauer, die alle umfasst, ist durchaus angebracht – ja sie ist ein schönes Zeichen dafür, wie wir eigentlich zusammen leben könnten in aller Solidarität –, aber sie wird uns nicht weiter bringen, sollte es bei ihr nur bleiben, führte sie nicht auch zu Analyse und Schlussfolgerungen. Ganz abgesehen davon, dass die von Katastrophe zu Katastrophe anbefohlene Befindlichkeit – *Nous sommes tous Charlie! Nous sommes tous Paris!* Aber gewiss doch! – an eine andere binäre Logik erinnert, an Bushs testamentarische Worte: *Wer nicht für uns ist, ist gegen uns!*

Frankreich hat in der Tat ein Problem, und das schon lange. Ich bin nun gut 15 Jahre hier in Paris, und in dieser Zeit ist kein Stein auf dem anderen geblieben. Das alte Frankreich hat sich verabschiedet. Das katholische Land kennt heute keine *Clochards* mehr, aber sogenannte, die elitäre Verwaltungstechnik dieser Tage widerspiegelnde *SDFs*, Menschen also *sans domicile fixe*. Die Kälte, mit der die Ausgeschiedenen verwaltet werden, definiert die Kälte überhaupt, in der das Land seit über einem Jahrzehnt sich befindet. (Anderswo ist es freilich nicht besser! Slavoj Žižek wird wohl recht haben, wenn er den neuen Agenten des Kapitals in der Sozialdemokratie ausmacht! Schröder und der jetzt so mimetische François Hollande). Sie ist die Voraussetzung für die Kälte einiger Durchgedrehter, die im Namen von ISIS barbarische Akte begehen. Ja, gewiss barbarisch, aber was ist mit diesen Worten schon wahrhaft gesagt, und das auf der Höhe des Problems?

Bernard Henry Lévy, laut dem französischen Schriftsteller Michel Houellebecq der „Philosoph ohne Gedanken, aber dafür mit Beziehungen“ (und sagen wir von Houellebecq der „Schriftsteller mit Gedanken, aber mit schlechten Beziehungen“, zumindest nach außen hin und vielleicht nur zum zynisch Spiegel der islamophoben France profonde selber), hatte diesen Konkurs der Gedanken in einem seiner Bloc-Notes zu 9/11 exemplarisch vorgemacht, als er im Angesicht des Grauens sagte, „der Versuch zu verstehen, sei der Beginn, zu rechtfertigen“. Wer dieser verqueren, anti-aufklärerischen Logik folgt, darf deshalb aus Furcht vor einer Rechtfertigung nur noch grundlos verstehen. Denn wer hier zu verstehen versucht, könnte leicht versucht sein, jenseits der Achse von Gut und Böse, jenseits von CHARLIE und den Anderen (oder umgekehrt ISIS und den Anderen) Stellung zu beziehen.

Gewiss, so ohne Charme waren Paris und Frankreich nie. Die *Grande Nation* ist keine mehr, der gallische Hahn kräht falsch, aus Interesse gewiss, oder gar nicht mehr, weil er sich aus ganzen Banlieues zurückgezogen hat. (Eigentlich schon aus ganzen Regionen des Landes, bedenkt man die Sorgfalt, mit der der TGV an ganzen Landstrichen vorbeifährt.) In den Banlieues herrscht das neronische Regime der Eliten über die „Überflüssigen“. Frankreich kriegt den Happen der Globalisierung nicht runter, wird ihn nicht runterbringen, solange es nur in einer Sprache, der des Französischen denkt, denken kann. Das Problem ist für das Land kolossal und gewiss für Mehrsprachige, etwa die ganze, in vielen Stimmen singende Banlieue, schon fast delegitimierend lächerlich. Aber der Franzose schafft es nicht, andere Tonlagen und Sprachen in den eigenen Horizont zu bekommen. Wer die Sprache so institutionalisiert versteht wie der Franzose, begeht eigentlich Verrat am Staat, an der *République*, sollte er andere Sprachen sprechen wollen.

Frankreich hat gewissermaßen Formprobleme und was das Problem erschwert, es weiß nicht mal darum! Wer die Provinzen Frankreichs in gut caesarischem (und daher auch cartesianischem) Sinne der Franzosen selber bereist, wird letztlich nur eine einzige große, ja fast schon erkenntnistheoretische, mentale Provinz feststellen. Was an Provinziellem heute dem Besucher ins Auge sticht, ist nicht dieser einförmige Brei der Vorortsarchitektur, der sich in Nice, Brest oder Grenoble gleicht und nur das plattgewalzte Europa widerspiegelt, das den Filmemacher Pasolini so in Rage brachte, sondern die Unfähigkeit der Franzosen aus ihrer linguistischen *contenance*, sprich aus ihrer Sprache und ihrem Sinnhorizont überhaupt zu kommen. Ich kenne nur noch ein anderes europäisches Land, das dermaßen in seiner Sprache gefangen ist wie Frankreich – Ungarn. Und andere Ähnlichkeiten lassen sich davon ableiten! Mit dieser Sprache allein, mit der Marseillaise

dazu und dem Fetisch der République insgesamt lässt sich aber dieses Frankreich von heute nicht mehr verstehen, noch verwalten. Wer heute sich hinter der Marseillaise verschanzt, kündigt den Dialog singend und macht auf ausschließende Identität.

Dabei hätte dieses Land so gewaltige Reserven eines Denkens in Differenzen – Lyotard zum Beispiel oder Derrida, aus Algerien stammend. In Frankreich hat sich der Republikanismus, beziehungsweise der Laizismus selber zur Religion aufgespreizt. Seit über vierzig Jahren kräht und singt die Banlieue in allen Farben dieser Welt, aber der gallische Hahn will davon nicht Notiz nehmen. Lieber belässt es der Franzose beim *Poulet au vinaigre* in seinem Verhältnis zu seinen Zugewanderten. Auch die in vierter Generation hier lebenden Immigranten, die längst schon Franzosen sind, sind nicht nur für den Front National keine ganzen Franzosen – Franzosen *de souche* nämlich, also keine wie immer imaginierten Autochthonen. Heute wird entlang von Namen stratifiziert. Wer einen nichtfranzösisch klingenden Namen hat, hat es schwer, trotz all der Papiere und Ausbildungen, die er gemacht hat. Seit gut vierzig Jahren, mindestens seit der *Marche des Beurs* anfangs der 1980er Jahre, wo abertausende Maghrebener für eine wahrhafte Integration von Marseille nach Paris zogen, ist das Problem bekannt. Doch der Staat nimmt nur im Krisenfall und herablassend Notiz vom miserablen Leben in den Banlieues. Frankreich steht auf Verteidigung, auf *DEFENSE*. Und das gleichnamige Geschäftsviertel, das Paris und Frankreich auf Neoliberalismus trimmt, liegt just da, wo bis zu Mitterands Entscheid, in Großformat die *HLMs* im *Val de Marne* aufzurichten, ein riesiges *bidonville*, ein Slum von Weltformat war. Das ist die Konfiguration Frankreichs seit gut vierzig Jahren.

Defense - Verteidigung: Frankreich liegt, so die Sprache des Staats, im Krieg. Hollande führt ihn jetzt gegen den ISIS-Staat, wie vormals der Republikaner Sarkozy gegen Libyen. Und die Stadtzeitung gibt jetzt eine Gratiszeitung raus, um den Kindern den Krieg zu erklären. Diesen Krieg werden sie indes verlieren, weil es, um in ihrem Sprachhorizont zu bleiben, keine Front gibt – wohl aber einen die Geschäfte Frankreichs bestimmenden *Front National*. Sarkozy war zumindest geographisch noch näher beim Problem, als er ersonnenlich den Krieg den Jungs, der *racaille*, in den Banlieues erklärte, und mit dem Kärcher aufräumen wollte. Hollande muss dem *Front National* Paroli bieten, aber er redet sich aus dem Problem, das chronisch sich schleppt und sich immer wieder entzündet: das konkursite Schulsystem, ja der konkursite Staat selber und eine riesige Arbeitslosigkeit in den Banlieues, alles Folgen des Neoliberalismus. Noch nie wurde die Welt von den Sozialisten Frankreichs so wenig in ökonomischer Terminologie bedacht wie jetzt, man redet nur noch „Sicherheit“.

Blättern wir ein paar Jahrhunderte zurück, zu Hobbes *Leviathan*. Damals hatten die liberalen Barbaren noch Angst vor sich selber und gestanden sich aus purer Misanthropie eine Prise Zivilisation und Menschlichkeit zu. Die Angst, sich auf dem Markt der Tage gegenseitig zu erschlagen, führte zur Aussicht, so etwas wie einen Staat, auch in seiner Diätversion eines Nachtwächterstaates aufrechtzuerhalten. Heute pfeift der Neoliberalismus auch auf diesen. Ja, es fehlt an Staat, an *flics* und Schulen und Lehrern in Frankreich, weil das Land sich nicht über die drei Prozent verschulden kann, wie es die neoliberale Architektur Europas für alle seine Untertanen vorsieht. Längst mimen viele Quartiere Paris neapolitanische Abfallbewirtschaftung nach, mit Ausnahme des 16. Arrondissements, wo in zentraler Lage, das Urproblem dieses Landes widerspiegelnd, sich das Büro für die Dezentralisierung des Landes befindet! Längst sind ganze Banlieues vom guten Segen des Staates verlassen, eine wahrhafte Apartheid widerspiegelnd, längst sind ganze Regionen, wo eine publizistische, also republikanische Öffentlichkeit ganz fehlt, vom ersonnenlichen Grossparis, immerhin 16 Millionen, ganz abgestuft und auf die visionäre Tuchfühlung mit dem vorbeidonnernden TGV gebracht.

Wie ist es in Paris jetzt zu leben? Die Politik bedient die Angst vor Salafisten. Die Stadt gleicht einer Geisterstadt, so wenig Menschen waren noch nie auf den Straßen, sowohl tags wie nachts. Es grassiert ein paranoider Raum von Verdächtigungen und Rassismen, aber in eins auch eine Trauer und dies in allen Farben dieser kosmopolitischen Stadt! Wer nur diese Trauer entziffern würde, fände ein solidarisches Kollektiv, das eine gemeinsame Sprache spricht, statt dessen wird von den Eliten nur die Angst aus politischem Eigennutz bewirtschaftet. Paris und Frankreich haben seit langem den Kater, ja eine kollektive Depression. Jeder weiß, dass er in diesem neoliberalen System und vor allem in den Banlieues wie eine Null ist. Jeder wirft sich notgedrungen in die ökonomische Schicksalsergebenheit, und diese gleicht nun schlagartig und fatalerweise einer anderen unfreiwilligen Ergebnisheit, mit der wir es heute in diesem vom Terror bedachten Paris zu tun haben, die Ergebnisheit dessen, der nicht ganz ausschließen kann, dass er auf dem Weg zur Arbeit in einem Bahnhof oder in der Metro, im Bataclan oder am Canal St. Martin abgeschossen oder in die Luft gesprengt wird, Kehrseite dschihadistischer Ergebnisheit. Sagen wir es so: der Neoliberalismus und der Dschihadismus verstehen sich gut, auch wenn das keine offizielle Doktrin ist. Frankreich und Europa insgesamt haben es verpasst, die Hand dem Arabischen Frühling zu reichen. Die verpatzte Chance zahlt sich nun blutig aus, und Frankreich verpasst nun wieder sein eigenes Land, will es seine hausinternen Probleme mit dem Krieg gegen den ISIS-Staat lösen. Frankreich bräuchte den Dialog mit allen Trauernden, und das auf der Höhe dieses bunt gemischten Landes. Wer reflexartig und identitär zur Marseillaise greift, grenzt singend aus. An Frankreich lässt sich ablesen, was uns auf dem Weg zur

Weltgesellschaft fehlt, übergeordnete, alle Gemeinschaften einschließende Institutionen und Bräuche, die Trauer spricht dies in ihrer Sprache aus. Wer heute mobilisieren und gedenken will, braucht statt der Marseillaise ein neues Lied. Da uns ein solches fehlt, schlag ich für den Übergang das von John Lennon vor, IMAGINE, das auch die Franzosen „de souche“ verstehen könnten!

Flaschenpost:

Ein gutes halbes Jahr ist es nun her, seit dieser Brief verfasst wurde, und in der Zwischenzeit hat sich die Lage in Frankreich zugespitzt. Im Schatten einer instrumentalisierten Terrorbekämpfung und des *état d'urgence*, des Notstands – in den Augen vieler Juristen mehr als fraglich – akzentuiert sich die soziale Frage. Das lange Verdrängte, die desolante Situation vieler Franzosen angesichts der hohen Arbeitslosigkeit, lässt sich nicht überspielen. Doch zwischen den Aufrechten der Nacht, die Protestbewegung *Nuit debout!* und denen der Werktag, die Gewerkschaften, droht nun die Linke insgesamt angesichts des neuen Arbeitsgesetzes, der *Loi Khomri*, sich selber zu zerreiben zwischen nationaler und europäischer Positionierung. Das ist Wasser auf die Mühle des *Front National* und der neoliberalen Hardliner. Frankreich zeigt sich so alarmiert wie die permanenten Blaulichter der Polizei auf den Straßen der Hauptstadt seit den Tagen des Terrors. Die Mehrheit der Bevölkerung ist gegen die angestrebte Reform des Arbeitsrechts, zumindest in der jetzigen Variante *Loi Khomri*. Sollte die Reform am Volk und an der Nationalversammlung vorbei über den Verfassungsartikel 49.3 durchgeboxt werden, der es der Exekutive erlaubt, das Gesetz ohne Parlamentsvotum für gültig zu erklären, so befänden wir uns ganz in einer Logik des Notstands! Eine Situation, die Hollande 2006, damals noch in der Opposition, wie folgt umschrieben hat: „Der Artikel 49.3 kommt der Verneinung der Demokratie gleich und ist ein Mittel, die Debatte im Parlament zu bremsen und zu verhindern.“ Frankreichs große Paranoia sind die Präsidentschaftswahlen 2017. Falls jetzt der Dialog mit allen gekündigt wird, so führte nicht nur der politisch-juristische, sondern auch der soziale Notstand zu einer Konfiguration, die dem *Front National* noch mehr Gewicht geben wird. Das wäre zwar ganz im Sinne der neoliberalen Hardliner im eigenen Land, die etwas zu voreilig sich schon jetzt als Retter der Nation und als einzige Alternative zum *Front National* positionieren, und natürlich ganz im Sinne der Terroristen, die die allgemeine Verhärtung der Fronten zum Ziel haben. Aber die Protestbewegung *Nuit debout!*, die Frankreich nun erlebt, spricht in seinem Aufruf nicht nur von der Nacht aller Prekarisierten, sondern generell von der Nacht, auf die das Land 2017 zusteuern könnte! Die Mehrheit der französischen Elite scheint dieser Tage vor diesem Menetekel wie blockiert. Das müsste eigentlich auch für Deutschland, das derzeit ähnliche Probleme mit der *Alternative für Deutschland* hat, und für Brüssel insgesamt eine Warnung sein. Doch dort regiert der Pakt der Stabilität, zum Preis nationaler Instabilität. Welcher Schlaf der Vernunft!

Drei Gedichte

(Aus: *Schaukelnd im grünen Atem des Meeres*, Gedichte
Ligurien · Côte d'Azur · Provence · Katalonien
Waldgut Verlag, Bodoni Druck 94, Frauenfeld 2016.)

Finale Ligure
finalmente
kein Felsvorsprung
ohne Kastell
Genova die Stolze
immer im Nacken
Piraten
am Horizont

Ein flacher Kiesel
eckig-rund
vier rote Scharten
schmale Augen
schräge Nase
breit offener Mund

Maskengesicht
unergründlich
weglachend
den Schrecken der Welt

oder einfach nur
ein Kiesel

Val Bavona

Gewaltiger Schiffsbug
schiebt sich
ins dunstige Blau
zerfurchte
Felssturzwand
mit grünem Deck
ragt auf über
Auenwäldern
wo Ginster glimmt
sich Farne entrollen
der Hütterruf
durch die Bäume schallt
der Bauer mit Brotsack
die Kühe zur Weide führt
ein Jungstier bricht aus
bricht aus wie
Plinio Martinis *Gori*
auf dem Auswandererschiff

Über das „Gefühl des Glücks ... einfach raus zu sein“: Von Ostberlin an die Ostküste Amerikas

Ein Gespräch mit Wolfgang Müller, dem langjährigen Herausgeber
des transatlantischen Online-Journals *Glossen*



Wolfgang Müller vor der Küste von Virginias Eastern Shore:
Der Kapitän von *Glossen* im wohlverdienten Ruhestand

Frederick Lubich: Lieber Wolfgang, von den letzten drei Generationen, die von Deutschland in die Vereinigten Staaten ausgewandert sind, gehören wir beide altersmäßig mehr oder weniger zur zweiten Generation. Im Gegensatz zur ersten Generation, deren Vertreter vor allem als Verfolgte des Dritten Reiches hier in Amerika eine neue Heimat gefunden haben, sind wir nach dem Krieg in einem geteilten und mit sich verfeindeten Deutschland aufgewachsen. Vergleicht man unsere Lebensgeschichten, so weisen sie sowohl Gegensätze wie auch Gemeinsamkeiten auf, die zusammengesehen auch immer wieder die Geschichte Nachkriegsdeutschlands repräsentativ illustrieren können, und so möchte ich zu Beginn unseres Gesprächs auch einige ihrer Leitmotive stichwortartig miteinfließen lassen. Du bist in Ost-Deutschland aufgewachsen und vor allem vom dortigen politischen System sozialisiert worden. Ich bin in West-Deutschland aufgewachsen und in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren nicht zuletzt auch von der bundesrepublikanischen Studentenbewegung mitgeprägt worden. Erzähl von Deiner Jugendzeit.

Wolfgang Müller: Trotz der besonderen Situation in Berlin, wo man bis zum Bau der Mauer am 13. August 1961 wie selbstverständlich zu Fuß, per Straßenbahn, S-Bahn und U-Bahn von Ost- nach Westberlin und umgekehrt gelangte, waren einerseits meine Familie und deren Umfeld und andererseits auch der Staat DDR der prägende Nexus, in dem ich aufgewachsen bin.

Der etwa zehn Jahre jüngere Uwe Kolbe hat mit dem Titelgedicht seines ersten Lyrikbandes *Hineingeboren* (1980) auch mein Verhältnis zu diesem Vaterland ziemlich genau getroffen:

Hineingeboren

Hohes weites grünes Land,
zaundurchsetzte Ebene.
Roter
Sonnenbaum am Horizont.
Der Wind ist mein
und mein die Vögel.

Kleines enges grünes Land,
Stacheldrahtlandschaft.
Schwarzer
Baum neben mir.
Harter Wind.
Fremde Vögel.

Ich benutze das Wort „Vaterland“, weil Ostberlin und DDR das Land meines Vaters war, denn obwohl meine Eltern und die meisten meiner Verwandten nach dem Krieg erst einmal am Rande der Hufeisensiedlung in Britz wohnten, also im amerikanischen Sektor Berlins, bin ich in Ostberlin aufgewachsen. Das lag daran, dass mein Vater als „alter Genosse“ - er war seit 1930 Mitglied der KPD - es vorzog, in den russischen Sektor umzuziehen, als er die Anordnung der amerikanischen Militärverwaltung an alle Polizisten bekam - mein Vater war auf Anweisung des kommunistischen Antifa-Komitees Polizist geworden - entweder aus der kommunistischen Partei auszutreten und in die SPD einzutreten oder Arbeit und Dienstwohnung zu verlieren. Ironischerweise musste er nach dem Umzug in den russischen Sektor ein von der SED initiiertes Parteiverfahren über sich ergehen lassen, weil diese neue KPD mit anderem Namen ihre Leute dort belassen wollte, wo die Macht der „Imperialisten“ angesiedelt war, und die lag u.a. bei der Polizei im Westen.

Für mich war dieser Umzug bis in die fünfziger Jahre weitgehend unbedeutend, weil Kinder in Ost- und Westberlin anfangs sehr ähnlich aufwuchsen, nämlich auf den Straßen und in den Ruinen der Stadt, wo sie nach „Schätzen“ suchten und nach Waffen stöberten, gefundene Gewehrpatronen auseinandernahmen und das Pulver anzündeten, Kippen sammelten, um sie dann in Zeitungspapier neu gerollt zu rauchen, in Lebensmittelläden Bonbons klauten, auf der Straße Fußball und Hopse spielten, auf die nicht vorhandenen Väter warteten und auf die Mütter, die sich irgendwie und irgendwo ein wenig Geld verdienten, bis sie gegen Abend nach Hause kamen. Und dann waren da die Albträume von Luftangriffen und brennenden Häusern, die viele der Kriegs- und Nachkriegskinder heimsuchten.

Im Gegensatz zu anderen Kindern hatte ich insofern Glück, als ich einen Vater hatte, der noch dazu seinem Sohn gegenüber sehr sanft und tolerant war. Allerdings war er Stalinist und glaubte an das neue, sozialistische Deutschland stalinscher Prägung im Osten, das über kurz oder lang auch im Westen entstehen würde. Stalin war eben sein Held. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass er alle Zeitungsartikel zum Tode Stalins aus der Parteizeitung *Neues Deutschland* ausschnitt und in einem Pappkarton aufbewahrte.

Meine politische „Erziehung“ in der Familie erfolgte aber nie durch politische Standpauken, sondern eher ganz nebenbei durch Gespräche und Diskussionen im Freundeskreis meiner Eltern, und durch das, was die Schule und die staatseigenen Medien an Propaganda über das Land, in dem wir lebten, verbreiteten.

Soweit sie den Krieg überlebt hatten, wohnten viele dieser Freunde, die meine Eltern seit den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren aus dem linken Ruderverein „Freiheit“ kannten, im russischen Sektor. Andere waren im Westen Berlins zu Hause. Wenn sich die alten Freunde, zu denen auch einige Verwandte gehörten, trafen, wurde es oft spannend für mich, besonders wenn sie sich im verqualmten Wohnzimmer von Onkel Willy bei Schnaps und Bier über Politik stritten, z. B. über die Machtergreifung Hitlers und den Reichstagsbrand. „Als der brannte, hätten wir zuschlagen müssen“, sagte Onkel Ernst immer. „Wir hatten doch die Waffen in unseren Bootshäusern.“ „Quatsch“, widersprach mein Vater, „da war es schon zu spät. Wenn ihr uns nicht vorher schon verraten hättet, wäre diese ganze braune Scheiße nicht über uns gekommen.“ „Wer hat denn hier wen verraten“, entgegnete Onkel Ernst dann wütend. „Wer hat denn mit den Nazis beim großen Streik der Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) gemeinsame Sache gemacht? Wir oder ihr Kommunisten?“ Obwohl ich von all dem noch nicht sehr viel verstand, schon weil ich überwiegend mit dem Ansehen der bunten Bilder aus Westberliner Illustrierten beschäftigt war, blieben solche und andere Sätze fest in meinem Gedächtnis haften.

Richtig politisch wurde das Leben für mich jedoch erst später, als die DDR am 13. August 1961 eine Mauer um Westberlin errichtete, die mein Vater in der Nähe des Brandenburger Tors in Kampfgruppenuniform und

mit russischer Maschinenpistole verteidigte, obwohl ihm klar war, dass er von nun an weder seine Schwestern noch seine Mutter im Westen besuchen durfte.

Wie auch die meisten Schüler meiner Oberschulklasse, war ich empört über den Mauerbau und gleichzeitig traurig. Denn vor dem 13. August waren viele von uns wie selbstverständlich unbehelligt in Westberliner Kinos gegangen, den Kudamm rauf- und runtergeschlendert und nun einem wichtigen Teil unserer Freiheit beraubt. Für Teenager ein unerträgliches Gefühl.

Aber da sich die politischen Zügel bis circa 1965, dem Jahr in dem ich mein Abitur machte, etwas lockerten, entstand bei mir und vielen Altersgenossen schließlich die Überzeugung, dass der Sozialismus im Vergleich zum Kapitalismus das bessere Gesellschaftssystem sei, wenngleich es nicht wirklich „unseres“ war. Wolf Biermann brachte dieses Gefühl in einem frühen Lied auf den Punkt: „Er ist für den Sozialismus/und den neuen Staat / aber den Staat in Buckow / den hat er gründlich satt.“

Frederick Lubich: Du schreibst in Deinem Lebensabriss über Deine Jugend als eine Zeit der „politischen Bauchschmerzen“, die Du als „philosophischen Existentialismus“ diagnostiziert hast. Auch wir in West-Deutschland waren Mitte der sechziger Jahre noch vom französischen Existentialismus beeinflusst. So gründeten wir zum Beispiel an meinem Gymnasium eine Arbeitsgruppe für Philosophie, in der wir die Werke von Sartre und Camus lasen und mehr oder weniger begeistert debattierten. Ich kann mir andererseits gut vorstellen, dass Deine Existentialismus-Studien eher heimlich, still und leise unter der Bettdecke stattfanden.

Wolfgang Müller: Die politischen Bauchschmerzen waren tatsächlich chronisch, bezogen sich aber mit ein oder zwei Ausnahmen weniger auf den Existentialismus, sondern eher auf die Diskrepanz zwischen dem, was uns von der Partei, den Zeitungen und der Schule erzählt wurde und der realen ökonomischen, kulturellen und politischen Situation, in der wir uns zurechtfinden mussten.

Eine Ausnahme, mit Bezug auf den Existentialismus, hatte bei mir mit einem Deutschsaufsatz in der 11. Klasse zu tun, in dem wir ein Zitat aus dem *Wallenstein* interpretieren sollten: „Denn Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst. Es gibt kein andres Unrecht als den Widerspruch.“ Was erwartet wurde, war so etwas wie, dass jemand Unrecht hat, wenn er gegen die Gesetze des Staates und der Partei verstößt, doch ich schrieb bewusst und sogar mit einem Gefühl des Stolzes genau das Gegenteil, weil ich mit diesen Worten der Gräfin Terzkys aus Schillers Stück gefühlsmäßig übereinstimmte. Damit kam ich, ohne es zu ahnen, Grundkonzepten des Existentialismus wie Selbstentwurf, Freiheit und Selbstbestimmung sehr nahe, was glücklicherweise meinen Deutschlehrer nicht störte.

Zu einem echten Problem wurde die „falsche Interpretation“, als ich den Aufsatz einem gleichaltrigen Mädchen aus der Ostberliner Käthe-Kollwitz-Oberschule gab, ohne zu ahnen, dass sie ihn weitergeben würde und so bei der Schulkommission des Stadtbezirks und schließlich bei der Partei-, Schul- und FDJ-Leitung der Kantschule, meiner Oberschule, landete. Jedenfalls wurde ich eines Tages aus dem Staatskundeunterricht herausgerufen und zum Schuldirektor beordert. Auf der Treppe zu seinem Zimmer kam mir mein Deutsch- und Klassenlehrer entgegen, der mir mit ernstem Gesichtsausdruck riet, dass es nicht gut wäre, in ein Maschinengewehrfeuer zu laufen. Aha, dachte ich, der Aufsatz. Als ich in sein Amtszimmer kam, saßen dort mindestens schon 12 Personen um einen Tisch herum. Ich setzte mich auf den mir angebotenen Stuhl und wartete auf die Dinge, die da kommen sollten. Unsere Mathematiklehrerin, die gleichzeitig Freundschaftsratsvorsitzende, also „Chefin“ der Freien Deutschen Jugend (FDJ) an der Schule war, eröffnete eine Art politischer Aussprache mit der Bauchschmerzenfrage: „Wolfgang, wir haben gehört, dass Du gewisse ‚politische Bauchschmerzen‘ hast. Erklär uns doch bitte, worum es sich dabei handelt.“

Meine Güte, dachte ich, soviel Aufwand und so viel Personal wegen eines Aufsatzes, und was hatte das alles mit dem Maschinengewehrfeuer zu tun? Verwirrt versuchte ich mich, an ein paar „meiner politischen Bauchschmerzen“ zu erinnern, aber mir fiel in meiner Aufregung einfach nichts ein, und von meinem Aufsatz wollte ich nichts erzählen. Schließlich „gestand“ ich ein oder zwei eher belanglose Anlässe, die mir „Bauchschmerzen“ verursachten, die aber wohl eher als harmlos angesehen wurden, denn es gab nur ein oder zwei längere Belehrungen, die ich „lässig“ akzeptierte. Daraufhin wurde ich wieder in meine Klasse zurückgeschickt. Also kein Maschinengewehrfeuer, kein „Toter“, dachte ich. Erst später wurde mir klar, dass sie mich bei dieser Ansammlung von Personal, von dem ich mindestens die Hälfte nicht kannte, auf der Stelle auch von der Schule hätten relegieren können.

So endete diese absurde „Sache mit dem Existentialismus“ für mich eher harmlos. Als ich später erfuhr, dass eine Schülerin aus einer Parallelklasse ein Jahr davor wegen Tendenzen zum Existentialismus von der Schule verwiesen worden war, fühlte ich mich ein wenig wie der Reiter über den Bodensee in der Ballade von Gustav Schwab.

Es gab für eine kurze Zeit an der Schule auch andere, ernstere Diskussionen, z. B. über Pazifismus, als Bernhard Wickis *Die Brücke* für ein oder zwei Wochen in einigen DDR-Kinos lief. Pazifismus war ja besonders für die Jungs ein großes Thema, weil wir wussten, dass uns nach dem Abitur eine „Einladung“ von der Nationalen Volksarmee (NVA) ins Haus flattern würde. Außerdem gab es z. B. Diskussionen über Goethes *Faust* in der Studentenzeitung *Forum*, in den *Weimarer Beiträgen* und sogar bei uns im Deutschunterricht, weil Walter Ulbricht die DDR für eine Art Faust III hielt und er diese Interpretation des großen Weimarerers der Bevölkerung verklickern wollte, um zu zeigen, dass die DDR selbst durch das klassische deutsche Erbe legitimiert war.

Diskussionen im eher privaten Kreis entfalteten sich um Havemanns Vorlesungsreihe „Naturwissenschaftliche Aspekte philosophischer Probleme“, die er im akademischen Jahr 1963/64 an der Humboldt Universität hielt, aus der dann das Buch *Dialektik ohne Dogma* hervorging, in dem er auf der Grundlage physikalischer Erkenntnisse für Freiheit und einen undogmatischen Marxismus plädierte. Ich hatte das große Glück, mir über einen Freund, der schon studierte, eine Abschrift dieser Vorlesungen beschaffen zu können, die ich nach dem Lesen auch in der Schule weitergeben wollte, was aber nur teilweise gelang.

Besonders schmerzhaft chronische „Bauchschmerzen“ hatten wir wegen des Verbotes der Rockmusik an den Oberschulen, die via American Forces Network (AFN), Radio Luxemburg, Sender Freies Berlin (SFB) und Radio im Amerikanischen Sektor (Rias) über die Mauer schwappte. In diesem „imperialistischen Kulturmüll“ sah die Partei den Versuch einer Unterwanderung der marxistischen Ideologie, übrigens mit recht, denn wer hörte sich schon die Rolling Stones, die Beatles, die Zombies oder die Animals in den westlichen Rundfunkstationen an und zog sich am nächsten Morgen für die Schule das blaue FDJ-Hemd über. O-Ton Walther Ulbricht 1965: „Ich denke, Genossen, mit der Monotonie des Je-Je-Je, und wie das alles heißt, ja, sollte man doch Schluss machen.“

Frederick Lubich: Im Schützengraben des Kalten Krieges: In Deiner Altersgruppe in Ost-Deutschland mussten viele immer wieder Anwerbungsversuche der Staatssicherheit über sich ergehen lassen - Du allein hast drei durchgemacht - , in meiner Altersgruppe in West-Deutschland war es umgekehrt vor allem die sogenannte Außerparlamentarische Opposition, in der viele von uns aktiv waren, während einige darüber hinaus in den Sympathisantenkreis der Roten Armee Fraktion gerieten oder der Mitgliedschaft in dieser terroristischen Untergrundorganisation verdächtigt wurden. Wie hast Du Deine Jugendzeit politisch erlebt und überlebt?

Wolfgang Müller: Alle Fragen, die Du hier angeschnitten hast, sind ein „weites Feld“, um ein Wort von Theodor Fontane zu gebrauchen. Sowohl die APO, die Studentenbewegung und nach 1970 auch die RAF wurden von den Leuten meines Jahrgangs, die ich so kannte, nicht besonders ernst genommen. Zu den Gründen dafür gäbe es sehr viel zu sagen. Sicher scheint mir, dass uns unsere Altersgenossen im Westen mit wenigen, aber für mich wichtigen, Ausnahmen auch nicht ernst nahmen bzw. uns gar nicht wahrnahmen. Sie interessierten sich zwar für die blutigen Konflikte in fernen Ländern, was aber ein paar Kilometer weiter hinter der Mauer geschah, war für sie nicht so interessant; und wer wusste schon, dass man im Osten u. a. für ein paar Gedichte oder einen politischen Witz ins Gefängnis kommen konnte und dass wir „flächendeckend“, wie sich herausgestellt hat, von den „Kämpfern an der unsichtbaren Front“ observiert wurden. Dieses beiderseitige Desinteresse ist übrigens trotz der wenigen Tage der Utopie nach dem Fall der Mauer im November 1989 weitgehend geblieben.

Apropos Stasi, es stimmt schon, von 1965 bis zu meiner Flucht im April 1974 wollte man mich drei Mal anwerben. Das dritte Mal war besonders unangenehm, weil nach meiner Ablehnung der ominöse Satz fiel: „Wenn Sie in Ihrem Leben einmal Schwierigkeiten bekommen, glauben Sie nicht, dass unser ‚Organ‘ damit etwas zu tun hat.“ Die Schwierigkeiten kamen dann natürlich, aber das ist eine längere und auch wieder eine eher absurde Geschichte. Außerdem fand ich nach dem Fall der Mauer einen so genannten Operativen Vorgang (OV Konvent, 1969), bei dem es um verschiedene Treffen in meiner kleinen Dachwohnung zwischen einer Jugendgruppe der evangelischen Kirche in Bremen und einigen Jugendlichen aus dem Osten ging, die Mitglieder der Brandenburgischen Kirche waren, der ich übrigens nicht angehörte. Ich war so etwas wie ein „Quotenagnostiker“, der von zwei Teilnehmern, die meine Freunde waren, zu diesen Treffen „mitgeschleppt“ worden war. Natürlich war bei diesen Treffen auch die Stasi, durch einen Medizinstudenten, vertreten. Nach dem man die Akten einsehen konnte, stellten meine Freunde und ich mit einem Erstaunen fest, dass die Stasi uns urspränglich wegen „staatsfeindlicher Gruppenbildung“ belangen wollte, auf die 10-12 Jahre Zuchthaus standen. Am Ende kam es aber „nur“ zu einer Anklage wegen „staatsfeindlicher Hetze“ gegen einen meiner Freunde, der an der Humboldt Universität öffentlich seine Gedichte vorgelesen hatte, die dem Staat nicht genehm waren. Er erhielt „nur“ 2 ½ Jahre „Knast“ und wurde, nachdem er die Hälfte dieser Zeit abgesessen hatte, von der Bundesrepublik freigekauft.

Allerdings würde ich weder die Anwerbungsversuche noch den OV mit *dem* Kalten Krieg in Verbindung bringen; vielleicht eher mit dem „Krieg“ der SED gegen die eigene Bevölkerung und ihrer Angst vor Machtverlust durch „*unsere* Menschen“, wie sie *ihre* Bevölkerung nannte. Die Jahre 1953, 1956 und 1968 steckten den Usurpatoren der Macht bis zur Implosion der DDR ganz schön in den Knochen.

Frederick Lubich: Dein Vater war seit 1930 Mitglied der Kommunistischen Partei und zog nach Kriegsende mit der Familie von West-Berlin nach Ost-Berlin. Hat er in späteren Jahren diese ursprünglich so idealistische Entscheidung bereut?

Wolfgang Müller: Nein, mein Vater hat nie bereut, in den Osten gegangen zu sein, obwohl er der neuen, der DDR-Generation von Kommunisten, immer auch ein wenig skeptisch gegenüber stand. Z. B. hat er an Feiertagen nie die DDR-Fahne aus dem Fenster gehängt, obwohl er mehrfach dazu aufgefordert worden war. Bei uns hing die rote Fahne aus dem Fenster. Er hatte nur einmal richtige, schwere „politische Bauchschmerzen“; und das geschah nach einer Nacht im Jahre 1961, in der die große bronzene Stalinstatue in Ostberlin abgerissen wurde, und die Straße, in der sie stand, nicht mehr Stalinallee hieß. Im Übrigen war er nicht nur stalinistisch, sondern wie Du schon sagtest, auch idealistisch und romantisch veranlagt. Er glaubte an die „große Sache“, obwohl es im Konsum oder der HO, wieder mal das eine oder andere nicht gab, wie ihm meine Mutter schimpfend berichtete. Aber das sah er nicht selbst; es war seine Frau, die einkaufen ging.

Frederick Lubich: „Wer in die Fremde will wandern, der muss mit der Liebsten gehen“. So wusste es schon der Freiherr von Eichendorff in seinem Gedicht „Heimweh“ und in seinem so doppeldeutigen Text „Schöne Fremde“ schwärmte er angesichts der verheißungsvollen Fremde(n) geradezu das Blaue vom Himmel. Wir beide sind seinem romantischen Rat prompt gefolgt, haben auf den Ruf der Vielversprechenden gehört und sind schließlich in der Tat an ihren schönen, südlichen Ufern hier in der Neuen Welt gestrandet. Du hast Deine einstige Entführerin in Ost-Berlin, ich die meine in Alt-Heidelberg kennengelernt. Aber wie konnte sich eine junge Amerikanerin aus der Hochburg des westlichen Kapitalismus überhaupt erst einmal hinter den Eisernen Vorhang in die Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik verirren?

Wolfgang Müller: O je, das ist eine lange Geschichte. Vielleicht nur so viel: Jane, die junge Amerikanerin aus Iowa, hatte in ihrem „Junior Year Abroad Program“ Kurse zur europäischen Integration und Osteuropa in Belgien belegt und besuchte über Ostern 1969 ihre Schwester, die in Westberlin Deutsch studierte und bei einem Besuch in Ostberlin einen Freund von mir kennengelernt hatte, einen Greifswalder, der damals in Ostberlin Theologie studierte, übrigens der gleiche Freund, der bei dem Treffen mit den Bremern dabei war. So wurde die Schwester mit mir und unserem ganzen Freundeskreis bekannt. Was lag da näher, als Jane in diesen Freundeskreis einzuführen. Und dann war da diese Party im Ostberliner Paulinum, wo der Freund studierte, auf der ich Jane kennenlernte. Die Verständigung war anfangs etwas mühsam, weil sie kein Deutsch konnte und mein Englisch sich weitgehend auf politisches Vokabular beschränkte, also auf die Wörter, die man in DDR-Lehrbüchern fand, wie z. B. „Klassenkampf“, „Arbeitslosigkeit“, „kapitalistische Länder“, „Imperialismus“, „sozialistisches Weltsystem“, „diplomatische Anerkennung der DDR“ usw. Dieses Vokabular eignete sich nicht besonders gut zum Flirten. Aber dafür konnte ich ein wenig Gitarre spielen, „House of the Rising Sun“ und Sachen dieser Art. Kurz und gut, wir verliebten uns ineinander auf den „ersten Blick“, genauso, wie man es aus einigen Filmen kennt. Wegen ihres Studiums in Belgien und ihres Engagements in der Anti-Vietnamkriegsbewegung war sie schon auch sehr neugierig auf die DDR, die ich/wir eher langweilig aber auch bedrohlich fanden.

Es dauerte nicht sehr lange, bis wir beschlossen, zusammen zu bleiben und vereinbarten, dass sie nach ihrem Collegeabschluss versuchen würde, erst einmal ein Jahr in der DDR zu verbringen. Nach vielen Mühen, Schwierigkeiten, Lachen, einigen Tränen und am Ende einem glücklichen Zufall gelang das. Sie bekam befristete Stellen als Englischlehrerin am Institut für Sprachausbildung, an der Akademie der Wissenschaften und schließlich eine unbefristete Stelle an der Humboldt Universität. Doch uns wurde sehr bald klar, dass wir aus politischen und persönlichen Gründen nicht in der DDR bleiben konnten, zumal man uns nicht erlaubte, dort zu heiraten. Am Ende blieb nur noch die Flucht.

Frederick Lubich: Du hattest mit Deiner „Liebsten“ obendrein eine abenteuerliche Romanze, was ihre geradezu schon filmreife Hollywood-Dramatik betrifft. Erzähl uns Genaueres.

Wolfgang Müller: Nach einem reichlich naiven Versuch via Bulgarien auf einer Fähre nach Istanbul zu kommen und einem am Ende aussichtslosen Plan, mit Hilfe eines gefälschten amerikanischen Reisepasses von der CSSR aus ein westliches Land zu erreichen, hatten wir Ende 1973 die „Rohfassung“ eines Fluchtplanes, den wir nach zwei, drei Fehlversuchen so verbessern konnten, dass wir glaubten, eine kleine Chance zu haben: Ich müsste in Berlin als amerikanischer Soldat durch den Checkpoint Charlie in den Westen gelangen. Das bedeutete unter anderem, dass Jane irgendwie eine amerikanische Uniform für mich bekommen und sie in den Osten schmuggeln musste. Außerdem musste sie herausbekommen, wann die

Wachablösungen am Checkpoint Charlie stattfanden. Und, vielleicht am wichtigsten, dieser Plan würde sich nur realisieren lassen, wenn ein Doppeltgänger, ein echter amerikanischer Soldat, gefunden werden würde.

All das – und am Ende auch die Flucht selbst – gelang, obwohl nicht alles so lief, wie wir uns das vorgestellt hatten. Zum Beispiel wurde es ein Problem – ich konnte ja nicht mit dieser Uniform das Haus verlassen, in dem ich wohnte –, dass ich die amerikanische Uniform nicht dort anziehen konnte, wo es vereinbart worden war. Als Alternative blieb nur eine der Toiletten im Pergamonmuseum, wo ich auch den amerikanischen Soldaten treffen sollte, der mich zum Checkpoint Charlie fahren würde. Doch leider ging der Sachenwechsel dort nur mit Schwierigkeiten, weil eine der beiden Toiletten wegen Reparatur geschlossen war und vor der anderen eine Schlange von Leuten wartete. Nachdem mich Ned, der amerikanische Soldat und spätere Freund, mit seinem VW-Bus an der Ostseite des Checkpoints absetzte, wurde es zu einem weiteren Problem, dass ich keine Ahnung hatte, wie ich durch den Checkpoint laufen musste, um zum Westausgang zu gelangen, denn ich war ja nie den umgekehrten Weg in den Osten gegangen. So lief ich in Richtung Wachturm. Als ich dem näher kam, hörte ich durch das untere offene Fenster einen Offizier aufgeregt mit irgendjemandem telefonieren; offenbar war mein Doppeltgänger entdeckt worden. Es gab also für die Grenzsoldaten der DDR einen amerikanischen Soldaten zu viel in Ostberlin. Da ich aber, mir nicht gleich bewusst, nun fast schon am Ausgang war – ein anderer Offizier, der vor dem Wachturm stand, hatte wohl meine Verwirrung bemerkt und mir befohlen, nach links zu gehen, wo tatsächlich der Ausgang war –, hatten die Grenzsoldaten nur etwa dreißig Sekunden bis eine Minute, um zu entscheiden, ob ich oder mein Doppeltgänger „echt“ war. Ich hatte Glück, sie trafen die falsche Entscheidung. Mein Doppeltgänger aber wurde ein paar Stunden festgehalten, bis die amerikanische Militärpolizei von russischen Offizieren gerufen wurde und die wahre Identität des Doppeltgängers bestätigte. Ned fuhr mich dann noch zu einer nahe gelegenen U-Bahnstation, wo Jane und einige Freunde schon auf uns warteten. Ich glaube, wir beide fielen mehr aus dem Bus, als wir ausstiegen, und lagen uns dann alle lachend und weinend in den Armen.

Frederick Lubich: Du hast nach Deiner Flucht in den Westen sowohl an der Freien Universität in Berlin als auch an der Universität in Madison, Wisconsin studiert. Was waren Deine ersten Erfahrungen im Westen und vor allem an seinen Institutionen der höheren Bildung?

Wolfgang Müller: Ich kannte Westberlin natürlich schon von vor der Mauer. Trotzdem, alles war nach fast dreizehn Jahren seit dem Mauerbau sehr anders. Die Stadt war unwahrscheinlich aufregend und anregend für mich, ich habe diese Zeit in „meiner Stadt“ sehr genossen. Hinzu kam ein Gefühl des Glücks „raus zu sein“ aus Ostberlin, „einfach raus zu sein“ und der immer wiederkehrende Gedanke, „die können mir nichts mehr anhaben“ – was allerdings so nicht stimmte, denn die Stasi operierte in Westberlin so frei wie im Osten. Gleichzeitig war Westberlin aber auch rein physisch eine große Belastung. Das Laute dieser modernen Stadt, die Schnelligkeit, die grellen Farben, die ständige Werbung und die prachtvollen Angebote in den Läden machten mich einfach schwindlig. Am Anfang hielt ich es z. B. in großen Läden und Kaufhäusern einfach nicht aus und musste sehr schnell wieder hinausgehen. Auch die dumme, und natürlich nicht erfüllbare Erwartung, dass einer meiner Ostberliner Freunde oder sogar meine Eltern an dieser oder jener Straßenkreuzung um die Ecke kommen würden, machte mir zu schaffen. Wahrscheinlich erfuhr ich nun den Schmerz der Trennung durch die Mauer von der anderen Seite her.

Nach meiner Flucht hatte ich zwei drei „temp jobs“ und studierte fast zwei Semester Japanologie und Germanistik an der FU. Doch das war eine große Enttäuschung. Ich erwartete, dort Freunde zu finden, mit denen man gut wissenschaftlich arbeiten konnte, die sich vielleicht auch dafür interessierten, warum ich aus Ostberlin abgehauen war, wie es im Osten war und die mich und Jane eventuell sogar einmal zu einer Party einladen würden usw., aber ich war für meine Kommilitonen eine Art Arbeitverräter, ein dummer Ostler, ein Fremder eben, der noch nicht einmal wusste, wie man mit einer Ditto-Maschine eine Seminararbeit vervielfältigte, was übrigens stimmte, weil man das im Osten als Student nicht durfte.

Nach unserer Heirat in Berlin Steglitz beschlossen wir, in ihre Heimat überzusiedeln und landeten in Madison, wo ich ein Germanistikstudium aufnahm. An der am schönen Mendotasee gelegenen staatlichen Universität habe ich sowohl die Vorlesungen als auch die Seminare von hochqualifizierten Professoren wie z. B. Jost Hermand, Reinhold Grimm, David Bathrick und Klaus Berghahn sehr genossen. Im Allgemeinen gab es dort genau das Klima, das ich mir immer gewünscht hatte, eine erfrischende Offenheit neuen Ideen gegenüber und eine große Ernsthaftigkeit beim Studium. Trotzdem gab es damals auch eine Gruppe von Studenten, die denen in Berlin ähnlich war, was mich anfangs sehr irritierte, aber mehr als ausgeglichen wurde von vielen anderen Studenten, an die ich mich entweder noch gern erinnere oder mit denen Jane und ich noch heute befreundet sind.

Frederick Lubich: Du hast Dich in Deinen akademischen Studien vor allem mit der Literatur der DDR beschäftigt. Was waren dabei Deine wesentlichen persönlichen und professionellen Erkenntnisinteressen?

Wolfgang Müller: Das lag an verschiedenen Dingen. Zum einen wurde die Literatur aus der DDR gerade zur Zeit unserer Ankunft in den Staaten zu einem „hot item“. Es war sozusagen ein neuer Trend in der Germanistik. An vielen Universitäten hörte ja Anfang der siebziger Jahre die deutsche Literatur bei Thomas Mann auf, an anderen machte sie bei der westdeutschen Nachkriegsliteratur halt. Literatur aus der DDR war kaum bekannt und wurde bis dahin auch nicht unterrichtet. Der Durchbruch zur Literatur aus der DDR kam vor allem von Germanistinnen, die sich besonders für Autorinnen wie z. B. Christa Wolf, Irmtraud Morgner, Sarah Kirsch, Maxi Wander und Brigitte Reimann interessierten, was teilweise daran lag, dass sie sich von diesen Autorinnen Anregungen für ihren eigenen Kampf gegen die ungleiche Behandlung von Männern und Frauen auch in der Germanistik versprachen.

Mein eigenes Interesse an der Literatur aus der DDR lag an ihrer politischen Wirkung innerhalb der DDR, war also eher politischer Natur, denn obwohl die Hoffnung auf einen demokratischen Sozialismus für mich schon mit der Zerschlagung des Prager Frühlings gestorben war, lebte meine gefühlte Solidarität mit denen, die diesen Staat mit kleinen Schritten von innen her verändern wollten, weiter. Daher interessierte ich mich für Autoren wie Volker Braun, Sarah Kirsch, Günter Kunert, Christa Wolf, Ulrich Plenzdorf, Wolf Biermann, Heiner Müller, u. a., die man, so unterschiedlich sie auch waren, zu den „Reformern“ zählte. Meine Interesse für gerade diese Autoren enthielt aber auch eine große Ungerechtigkeit, weil es viele Autoren ausschloss, die nicht nur, wie die „Reformer“, Schwierigkeiten mit Verlagen und der Partei hatten, sondern erst gar nicht veröffentlichen durften wie z. B. Jürgen Fuchs und Hans Joachim Schädlich und so entweder mundtot gemacht, mehr oder weniger zur Ausreise gezwungen wurden oder in Gefängnissen landeten. Doch diese Ungerechtigkeit wurde mir erst einige Jahre nach meinem Studium so richtig klar.

Frederick Lubich: Wie kam es zur Gründung des Online-Magazins *Glossen*, das sich seit Ende der neunziger Jahre als eines der führenden deutsch-amerikanischen Journale etablierte?

Wolfgang Müller: Die Gründung von *Glossen* war zwei Dingen geschuldet. Erstens erschien mir die traditionelle Germanistik, die vor allem werkimmanent, biographisch, psychologisch oder in irgendeiner Form politisch grundiert war, als zu eng. Mir ging es bei der Literatur vor allem um den Nexus Kultur, die länderübergreifend auch andere Ausdrucksformen einschloss, also vor allem Musik, Malerei, Film und auch Wissenschaft, ein Nexus, in dem wir uns als Menschen und in dem sich Künstler und Autoren aus den deutschsprachenden Ländern bewegen. Dazu kam, dass das Internet Möglichkeiten eröffnete, die die traditionellen germanistischen Zeitschriften überhaupt nicht oder nur in einem begrenzten Rahmen hatten. Germanistische Beiträge, wenn sie im Internet publiziert wurden, konnten dagegen auf einmal ohne viel Aufwand relevante Bilder, Musik, Interviews, „film clips“, Illustrationen usw., sichtbar und hörbar machen. Wenn man z. B. den einen oder anderen Text Hans Joachim Schädlichs in einem germanistischen Artikel analysiert, ist es sehr hilfreich, ein Bild von Hieronymus Bosch „einzubauen“ oder die „Klaviersonate Opus 25, Nummer 5 in fis-Moll“ von Muzio Clementis hörbar zu machen. Hinzu kommt, dass ein im Internetjournal publizierter Text für Leser in aller Welt sehr schnell und an jedem Computer oder „smart phone“ zugänglich ist, was den Besuch einer Bibliothek oder die Benutzung der Fernleihe erspart.

Mein großes Glück war, dass sich gleich am Anfang Mitarbeiter wie Christine Cosentino, Wolfgang Ertl und andere fanden, die ähnlich dachten, ohne die *Glossen* nicht möglich gewesen wäre. Schwierig war es am Anfang natürlich trotzdem. Allein das Erlernen von HTML, das Internet steckte ja 1996/97 im Vergleich zu heute noch in den Kinderschuhen und kostete einen großen zeitlichen Aufwand. Auch waren elektronische Publikationen weder bei Dekanen noch bei „Faculty Personnel Committees“ besonders beliebt, weil ihnen nicht klar war, wie man diese Publikationen bei Beförderungen oder „Tenure“- Entscheidungen bewerten sollte. Doch Letzteres ist nun fast schon „History“.

Frederick Lubich: Wie siehst Du die Zukunft der deutsch-amerikanischen Germanistik und insbesondere ihrer einschlägigen, literarisch und literaturwissenschaftlich orientierten Journale?

Wolfgang Müller: Ich denke mir, dass die Entwicklung zu elektronischen Veröffentlichungen weitergehen wird und dass sie mit neuen Technologien immer besser werden. Wenn man zum Beispiel *Glossen* Nr. 1 mit *Glossen* 40 vergleicht, erkennt man einen enormen Unterschied in der Gestaltung, die vor allem an der verbesserten Technologie aber auch der Entwicklung einer eigenen, einer besseren Ästhetik liegt.

Außerdem wird es, so hoffe ich jedenfalls, auch durch elektronische Journale zu engeren Kontakten zwischen Autoren, Künstlern, Literaturkritik und Literaturwissenschaft kommen. Die Germanistik kann und darf sich nicht vor allem auf die Akademie als ihr Wirkungsfeld beschränken. Ein breiteres Publikum müsste mit einem breiten Angebot angesprochen werden, will man nicht fortfahren, im eigenen Saft zu schmoren. Mit wenigen Ausnahmen schreiben ja selbst heute noch Spezialisten weitgehend für andere Spezialisten. Oder, schlimmer noch, man schreibt vor allem für die Administratoren akademischer Institutionen, denen es vor allem um die Beurteilung zwecks Beförderungen, „tenure“- Entscheidungen oder den Ruf der Institution geht.

Frederick Lubich: „Ach, die Heimat hinter den Gipfeln, wie ist von hier so weit“, um noch einmal das Gedicht „Heimweh“ von Eichendorff zu zitieren, des wohl unbestrittenen Altmeisters des deutschen Fernwehs und Heimwehs. Hast Du ab und zu Heimweh und wonach? Und woran denkst Du vor allem, wenn Du heute an Deutschland denkst?

Wolfgang Müller: Heimweh? Sicher! Übrigens halte ich mich auch an romantische Gedichte, zum Beispiel an eins von Wilhelm Müller, das u. a. von Franz Schubert vertont wurde, nämlich, Du weißt schon, „Das Wandern ist des Müllers Lust“ aus dem Liederzyklus *Die schöne Müllerin*. Und wenn wir dieses Interview in *Glossen* veröffentlichen würden, könnten wir dieses Lied, am besten gesungen von Dietrich Fischer-Dieskau, gleich zu Gehör bringen. Ich gestehe aber auch, dass mir in diesem Lied ab und an auch ein anderes mitzuschwingen scheint, nämlich Schuberts „Lindenbaum“ aus der *Winterreise*.

Frederick Lubich: Wie lautet Deine „existentielle Bilanz“, wenn Du heute auf Deine deutsch-amerikanische Lebensgeschichte zurückblickst?

Wolfgang Müller: Ach Frederick, das sage ich Dir später, hoffentlich viel später. Noch ist die Zeit für ein Schlusswort nicht gekommen.

Frederick Lubich: Wenn Du auf der Insel Chincoteague an der atlantischen Küste von Virginia Deine Sommermonate mit Segeln verbringst, welche Gedanken sprühen Dir dann so durch den Kopf?

Wolfgang Müller: Hoffentlich komme ich nicht in eine Flaute. Ich habe nämlich keinen Motor an Bord.

Frederick Lubich: Ich möchte diesen Gedankenaustausch nicht zuletzt zum Anlass nehmen, Dir als Mitbegründer von *Glossen* und als sein jahrzehntelanger „Managing Editor“ für Deine unermüdliche Herausgeberschaft herzlich zu danken und Dich zu Deinem bewundernswerten transatlantischen Brückenschlag zu beglückwünschen. Seit der Gründung von *Glossen* im Jahre 1997 hast Du zusammen mit deinen beiden Mitherausgebern Wolfgang Ertl und Christine Cosentino immer wieder hervorragende Texte und Features herausgebracht, zu deren Autoren und Autorinnen so prominente Namen zählen wie Alexander Kluge, Auma Obama und Herta Müller, um hier nur einige der bekanntesten zu nennen. Mit seinen insgesamt vierzig Ausgaben hat *Glossen* dem internationalen Gedankenaustausch über die Jahre und Jahrzehnte hinweg einen ganz großen Dienst erwiesen. Interessierte Leser können weitere Hintergrundinformationen zu *Glossen* auch einem Essay entnehmen, der unter dem Titel „Glossen - Online Journal: Das transatlantische Journal geht doch nicht unter. Ein Blick zurück und in die Zukunft“ im Januar 2016 im *PENinfo* erschienen ist und im Frühjahr 2016 auf den Webseiten von *Weltruf* und AATG nachgedruckt wurde.

Wolfgang Müller: Ich freue mich sehr über die Anerkennung für *Glossen* und die „alte Garde“ ihrer Mitarbeiter, die aus Deinen Worten und Deinem sowie dem Willen vieler neuer Mitarbeiter spricht, die sich um Dich geschart haben! Und selbstverständlich freue ich mich sehr, dass es mit *Glossen* und neuen Themen und neuen Ideen weitergeht!

Frederick Lubich: Wir hoffen, *Glossen*, Heft 41 im Hochsommer dieses Jahres herausbringen zu können. Was Heft 42 für Winter 2016/2017 betrifft, so würde ich als „Interim Managing Editor“ von *Glossen* gerne den aktuellen Themenkomplex der Flüchtlingsströme durch Europa und den möglicherweise bevorstehenden Mauerbau gegen illegale Immigranten an der Südgrenze von Nordamerika unter dem Arbeitstitel „Von Mauerbau und Mauerschau: transatlantische Kassandrarufer“ zur Diskussion stellen und diesbezüglich verschiedene Stimmen aus der Alten und Neuen Welt einladen, dazu im weitesten Sinne Stellung zu nehmen. Die Beiträge können der bewährten Konzeption von *Glossen* entsprechend auf Deutsch oder Englisch geschrieben und auch gerne poetischer, polemisch-parodistischer sowie kreativ-visueller Natur sein.

Wolfgang Müller: Man muss kein Prophet sein, um zu sehen, dass die gegenwärtige Flucht und Abwanderung von Millionen von Menschen aus ihren ursprünglichen Heimatregionen und Wohnbereichen, sei es nun aus Südamerika, Afrika, Asien, und Südeuropa in bisher friedlichere und reichere Länder eines der großen Themen unseres Jahrhunderts ist und auch weiterhin bleiben wird. Die soziologischen und kulturellen Verwerfungen, die dabei entstehen, werden sowohl einen enormen Gewinn für alle aber auch neue Konflikte mit sich bringen. Ich denke mir, dass eine Zeitschrift wie *Glossen* eine große Aufgabe darin finden wird, diese post-nationalen und hoffentlich auch postnationalistischen Veränderungen, die sich in den Medien, der Literatur und Kunst niederschlagen werden, dokumentierend und kommentierend zu begleiten. In diesem Sinne wünsche ich euch viel Erfolg; auf kurze Sicht natürlich für die nächsten *Glossen* aber selbstverständlich auch darüber hinaus. Wir werden auf lange Sicht eine Menschheit werden, ja werden müssen und, so hoffe ich, letztlich auch werden wollen. Auch wenn es im Augenblick aus einigen Hauptstädten manchmal sehr anders klingt, gibt es dazu keine Alternative.

EGAL, WAS DU SAGST, DU KÖNNTEST VERSCHWINDEN

(übersetzt von Utz Rachowski)

für Wolfgang Müller

Buenos Aires, die Endsiebziger. Abends um zehn war Sperrstunde in jenen Tagen. Mein Freund Alejandro und ich hatten gerade unser letztes Glas Portwein oder einen Scotch im Café des Bahnhofs genommen, gingen hinaus und winkten einander zu, als wir unseren jeweiligen Heimweg nahmen. Ich ging zu Fuß, weil ab zehn Uhr alle öffentlichen Verkehrsmittel ihren Betrieb eingestellt hatten. Nach kaum drei Straßen stoppte ein Polizeitransporter und der Fahrer stieg aus. Der gestylte Offizier kam auf mich zu und verlangte meine ID-Card.

Ich hatte nichts zu verbergen, aber ich log und sagte, ich hätte meine Brieftasche zu Hause vergessen. „So“, erwiderte er, „Junge, das tut mir leid, du wirst die Nacht in einer Zelle verbringen müssen, bis zum Ende der Sperrstunde, und während du dort wartest, werden wir eine Hintergrund-Überprüfung machen“. Ich hatte schon von diesen Überprüfungen gehört.

Als die Hintertür des Wagens sich öffnete, leuchteten viele verstohlene Blicke im Inneren des dunklen Gehäuses und begrüßten mich. Mehrere verschiedene Gerüche, männliche und anderer Art, erreichten mich aus allen vier Ecken des engen und stickigen Ortes. Ich konnte keines der Gesichter erkennen, aber man konnte aller Atem riechen. Niemand sprach, und ich war verwundert, dass dort, unter diesen Leuten, jemand war, den ich kannte, aber der dichte Vorhang der Dunkelheit trennte mich von jedermann und hinderte mich, mehr zu sehen als deren Silhouetten. Jemanden zu kennen, dachte ich, würde mich ein bisschen ruhiger werden lassen. In Momenten wie diesen, vielleicht im Irrtum, mit einem Blick in die Vergangenheit und einem Abtasten der Zukunft, erlaubte ich mir im Licht dieses Gefühls ein dumpfes Schluchzen – eine weibliche Hand berührte mich und ihre Finger umgriffen die meinen. Es war das erste Mal, dass ich verhaftet wurde und im Kopf eines Jugendlichen waren dies eigentlich gefährliche Kriminelle, die mich ins Gefängnis begleiteten, aber ich fühlte nichts in dieser Weise, und im späteren Verlauf meines Lebens begann ich zu verstehen, dass vermutlich keiner der Passagiere in diesem Kleinbus kriminell noch gefährlich war.

Auf der Polizeistation wurden wir angewiesen, einer nach dem anderen vom Kleinbus herunterzukommen und jedem von uns wurde eine Kapuze über den Kopf gestülpt. Wir verschwanden. Wir konnten nicht mehr sehen oder gesehen, sprechen oder gehört werden. Und wurden jeder in Einzelzellen gesteckt, wo wir nebeneinander in einer Reihe warteten, in der Gesellschaft von niemand, aber jetzt ohne Kapuzen.

Während die Stunden dahingingen, dröhnte permanent laute Musik und erfüllte jeden Zentimeter meiner Zelle. Ich hatte vorher von diesem „Überprüfungs“-Verfahren schon gehört, es hätte den alleinigen Zweck, die Zungen derer zu lösen, die verhört wurden. Ich erschrak entsetzlich und etwas flüssig Warmes begann mein linkes Bein hinunterzulaufen. Ich fühlte mich nicht beschämt. Die Furcht, der nächste Gefangene zu sein unter dem hellen Licht des Verhörraumes, war viel größer als jeglicher Sinn für Würde und Scham.

Hinnahme, hatten sie mir gesagt, sei der Anfang sich mit der eigenen Gegenwart abzufinden; und über mich kam Gelassenheit, und ich bedauerte, meine Großeltern heute früh nicht engherziger umarmt und geküsst zu haben. Ich vermisste sie schmerzlich.

Plötzlich wurde eine Tür geöffnet und durch den lauten Klang des gerade gespielten „Libertango“ hörte ich einen eindringlichen Schrei. Danach völlige Stille. Der Schrei war verschwunden. Der Offizier, schloss die Tür, und hinter ihm war derselbe Mann, der mich nach meiner ID-Card auf der Straße gefragt hatte. Ein Gefühl der Hoffnung kam über mich. Als er an meiner Zelle vorbeiging, hielt ich ihn auf: „Wissen Sie was, Chef?“, sagte ich, „Vorhin war ich so erschrocken, als Sie mich nach der Identifikation fragten, dass ich Sie anlog. Ich habe meine ID-Card. Hier ist sie“. Und ich langte sie ihm hin. Er schaute auf die Karte, richtete die Augen auf mich, sein Gesichtsausdruck bekam beinahe etwas Menschliches. Er schloss die Zelle auf, schnappte mich am Arm, zog mich unsanft heraus und führte mich hinweg, während er mit seiner offenen Hand gegen meinen Hinterkopf schlug und schrie: „Komm her, du dummer Junge, ich fahre dich selbst nach Hause, bevor die Musik wieder anfängt. Komm, du dummer Junge“.

Biographie:

Jorge R. G. Sagastume wurde 1963 in Buenos Aires in eine deutsche Immigrantenfamilie hineingeboren. Er ist Übersetzer, Schriftsteller und Literaturkritiker. 1989 übersiedelte er von Argentinien in die USA, wo er sein Studium mit einem Doktor in Literatur und Philosophie an der Vanderbilt Universität abschloss.

Derzeit lehrt er Spanische Literatur am Dickinson College (Pennsylvania, USA). Er ist Verfasser mehrerer Bücher, darunter *Responsabilidad ética en la lectura del texto teatral*, *Cervantes novelador: Las novelas ejemplares cuatrocientos años después*, *Sirena(s): Poesía extranjera fundamental en traducción castellana* sowie fünf Bänden von Übersetzungen von Gedichten von Michael Augustin, Sujata Bhatt, Lyubomir Nikolov, Günter Kunert, und Pearse Hutchinson.

Zudem hat er in Fachjournalen zahlreiche Artikel über Borges und Mathematik, Borges und Epistemologie, Borges und Sprachphilosophie, Cervantes, Buero Vallejo, René Marqués, Federico Angahazi, und viele andere veröffentlicht.

Er gründete das internationale, mehrsprachige, zweimal jährlich von der Johns Hopkins University Press publizierte Journal *Sirena: Poetry, Art and Criticisms*, und war zwischen 2004 und 2011 auch dessen Herausgeber. Im Moment arbeitet er an einem neuen Buch über Cervantes und Kritik in Lateinamerika.

Aus dem Breslauer Stadtschreiber-Blog

MITTWOCH, 11. MAI 2016

Miss Zuki, Utz, die beiden Ewas & other friends

Die Buchhandlung „Tajne Komplety“ in einem der schön restaurierten Rathaus-Durchgänge ist ein kosmopolitischer Ort par excellence. Wenn man vom Rynek aus in die fast kleinstädtisch stille Gasse kommt, sieht man bereits im Schaufenster, dass hier der freie Geist der Vermischung nicht etwa herrscht, sondern fröhlich weht: Grace Jones erzählt L’histoire d’O und tanzt Polnische Polka. (So soll es sein!)



Im Inneren aber, inmitten von Regalen mit polnischen/deutschen/englischen Büchern (zum Großteil Übersetzungen, die Zusätzliches bieten zu den Werken polnischer/deutscher/englischer Autoren) sitzt mein guter alter Freund, der Lyriker und Prosaautor Utz Rachowski und liest aus seinen Gedichten auf Miss Zuki, poetisches Resultat eines USA-Aufenthaltes in Gettysburg. Sieh an: Utz, 1954 im Vogtland geboren (und nach der einstigen politischen Ausbürgerung nach Westberlin längst wieder in seiner alten Heimat lebend) stapft mit seinen amerikanischen Literaturstudenten über das ehemalige Bürgerkriegs-Schlachtfeld, erinnert sich an Präsident Lincolns legendäre Gettysburg Adress, zitiert Zeilen von Walt Whitman und Carl Sandburg, bedichtet aber vor allem das kleine Hündchen seiner Gastgeber – den Cavalier Prince Charles Spaniel Miss Zuki, der alle weltgeschichtlichen Verwerfungen so herzlich egal sind.

Mit leicht sächsischem Akzent liest Utz die amerikanischen Namen, während seine Übersetzerin Ewa Szymani die gleichen Worte mit sanft polnischer Modulation ausspricht. Unter dem Titel Miss Zuki – czyli Ameryka jest calkiem blisko! sind die Gedichte, drei Jahre nach der deutschen Originalausgabe, inzwischen in einem Wrocławer Verlag erschienen, mit einer empathischen Vorbemerkung von Adam Zagajewski und versehen mit einem einfühlsamen literaturwissenschaftlichen Nachwort der hiesigen Germanistin Ewa Matkowska.



Der ehemals von der Stasi ins Gefängnis geworfene Dichter und das amerikanische Hündchen, durch beruhigendes Schweigen miteinander verbunden, „denn wir beide wurden zu oft angebellt“. Kunst aber transformiert vergangenen Schmerz, und so weiten sich die Perspektiven – bis hin zu jenen Zeilen, wo der seit jeher Polen-affine und von der KOR- und Solidarność-Opposition geprägte Dichter davon träumt, mit Miss Zuki irgendwann auch seinen hiesigen Lieblingsort zu besuchen - das Literatka am Rynek.

Nach der Veranstaltung sitzen wir just da: Utz, die beiden Ewas und die Malerin Barbara Jankowska-John, die sich von den Miss Zuki-Gedichten zu originellen Bildern inspirieren ließ (bis zum 17. Juni im Sächsischen Verbindungsbüro am Rynek 7 zu betrachten). Mit von der Partie weitere polnische und deutsche Freunde, darunter Rachowskis Jugendkumpel Salli Sallmann, ebenfalls Dichter und dazu Liedermacher, auch er ein Sachse, auch er aus der Generation meines Vaters (und wie mein Vater mit politischen Hafterfahrungen) – auch er einer der Nicht-Verbitterten, einer von denen, deren Erinnerungsvermögen kein Tunnel ist, sondern Horizont voller Assoziationen.

(Ach, denke ich, der 1970 Geborene, hätten doch meine schriftstellernden Altersgenossen – ganz zu schweigen von den lapprig-flauen Jüngeren im konformistischen Nerd-Hornbrillen-Look – auch nur ein Prozent der Vitalität dieser Generation, ihrer politischen Wachheit und menschenfreundlichen Ironie.)



Danach noch bis Mitternacht in einem Biergarten nahe der Elisabeth-Kirche. Utz und Salli auch nach dem x-ten Bier und Wein nicht etwa angeschickert, sondern besonders aufmerksam. Also, lieber Marko, wie steht's mit Deinem Blog? Dass Du nur nicht auf subjektive Notate verzichtest und stattdessen etwa repräsentative Einträge verbrichst! Utz Rachowski: „Du bist einzig und allein Deinem Blick verpflichtet, also bleib ihm immer treu und lass dich nicht von irgendwelchen In-sti-tu-tio-nen einquirlen. Bist doch wohl nicht hier, um Events zu promoten. und sollten anmaßende oder weinerliche E-Mails kommen - just delete it.“

(Dies wieder mit hinreißend vogtländisch-sächsischem Akzent.) Dazu Salli, subversiver literarischer Sparring-Partner und aus dem Gedächtnis eines seiner frühen DDR-Gedichte hervorholend, das den Titel „Antwort auf eine Disziplinarmaßnahme“ trägt: „Aller Frustration zum Hohn/ sprech ich diesen Vers./ Es blüht der feuerrote Mohn/ auch ohne euch. Das wär's.“

Beifall und großes Hallo, während eine Turmuhr Zwölf schlägt. Und noch ein letzter Draufsetzer, da ja in Santiago de Chile soeben die Genossin Margot Honecker gestorben ist, böse und verbittert bis zuletzt, ohne jegliches Schuldgefühl. Salli Sallmann erzählt, was ihm irgendwann ein junger Westler mitgeteilt hatte: "Sagt der zu mir, Margot Honecker sei doch die Ehefrau von Salvador Allende gewesen, die dieser aus der DDR freigekauft habe. Schade, aber ich musste dem Knaben die Illusion nehmen..."

Was für eine Freude, Freunde wie diese zu haben, alle Pseudo-Autoritäten dieser Welt mit einem Vers beiseite wischend! Kein Wunder, dass Adam Zagajewski Utz Rachowskis Gedichte so mag. Und wohl auch kein Zufall, dass Salli und Utz, die beiden renitenten Ex-DDRler, sich im sommerlichen Wrocław offensichtlich gerade pudelwohl fühlen.

Axel Reitel

Drei Gedichte

IM GARTEN DES GENERALS

für Ulrike und Hans Speidel

Ins Auge,
ins Gehirn getrieben,
diese Regenspeere auf uns aus aufgebrauchten Wolken.
Doch suchte weder die soeben gepflanzte Rose Schutz wie wir,
noch die Bäume in der Windwiege,
die flüstern und schmatzen in vielversprechenden Höhen. Und später, Licht wie Mondfälle,
durch die Tür tönt,
vom böhmischen Dorf, am Ende des Gartens,
die aufgearbeitete S-Bahn:
I am not blood! – Je ne suis sang!

(Berlin-Babelsberg- Berlin, 30. Juni 2015 – 07. Mai 2016)



Der Garten vom Haus aufgenommen am 14. Juli 2015. Foto: A.Reitel

AM GRIEBNITZSEE (mit Christa Speidel)

Schau das Paar diagonaler Laternen-Sterne da,
im Maul der grauen Stichlings-Wolke
und die Quadrille Mandarin-Enten
als Raumpatrouille quasi im blau-weiß-karpfengeschuppten Himmel.
Und wie die Wolkenkratzer der Wälder dicht an dicht in den See hängen.
Und da am Seegrund erwacht das Wolkengebirge als Atoll,
und erst da drüben Eibe und Esche kopfunter echt gespiegelte Wächterfiguren.
Und wir schauten weiter die magischen Gebilde
am Kai der lachsfarbenen Babelsberg-Lagune:
Mondtupfen und hier und da auch Dämmerkraut[!] - ist uns Glück erlaubt? -,
wo Ahnen ihre Untergangs-und Aufbau-Stätten hattenⁱⁱ, obsiegen,
in der Lichtneige, die werbenden herdenden heimelnden Frösche.
Stille. Im See ruht der Wald.

(Babelsberg - Berlin 01. Juli 2015 - 24. Mai 2016)

I

Mit der lieblichen C. am Feldersaum aus Kornblumenblau und Mohnblumenrot, darüber sondiert der Raubvogel das Erntegebiet. Wir führen das Geborgene am Holundergesträuch über die Sternmiereⁱⁱⁱ: Die grüne Plage foppt den plappernden Leichtgläubigen. Sein Gerichtet-Sein, aus-zu-ruhen im Vertrauen, im Zwischen-Sein. In immer-immerzu neuen Anläufen ringen wir um unsere Gemeinschaft, um die Möglichkeit des Einklangs, der Taglilie^{iv} gleich, im Ganz-Vertrauen: vom Heim zum Mit-Dir-Heim.

II

Im Schutz der Nicht-Selbstverständlichkeits-Blüte weicht die verkümmerte Furcht vor Zurück-Weisung jener überdauernden Kratzdistel^v am schattigen Ort. Das Doppel-Gesicht Dankbarkeit-Hoffnung und des Glaubens, alles wurde richtig gemacht, bleibt dennoch ausgesetzt den Beängstigungen nie fragloser Sicherheit. Unser Atem kennt diese eigentümliche Instabilität: Das Wagnis des Raubvogels kennt die Möglichkeit des Scheiterns nie in negativer Zeit.

III

Am See steht hoch das Schilf, wohin wir weitergingen: das Ausbalancieren unserer beiden Seiten auf uns nehmend, um ungefährdet über die Schwelle des flunkernden Hauses^{vi} zu treten, das sagt: Alles ist Wahrheit, selbst die Lüge^{vii}. Und käme der Mensch in einem sinnvollen Zusammenwirken zu einem Sich-Begegnen, während eine Lampe auf einem Tisch darauf verweist, was menschliches Wohnen meint. Derart wird es Abend: Stimmen betätigen sich in vielfältiger Weise zueinander und nach dem Festmahl, vom Lichtgrund, auseinander getantz, bis zum alles bewahrheitenden Tau-Kristall.

(Gantikow – Berlin 18. Juni 2015 – 7. Juli 2015/21. Mai 2016)

ⁱPeter Huchel zitiert, aus dem Gedicht, „Havelnacht“.

ⁱⁱVgl. Theodor Fontane, „Auf der Kuppel am Müggelberge“, da: „Unsere Ahnen, die hier im Eichwaldschatten / Ihre Gottheitsstätten hatten.“

ⁱⁱⁱEin weithin verbreitetes Unkraut, kühlere Temperaturen bevorzugend, Wachstum vermehrt im Frühjahr und im Herbst. Ausbreitung sternförmig, ist sie vor allem im Garten eine Plage, da sie Gemüse wie Kohl zudeckt.

^{iv}Bei der Taglilie öffnen sich jeden Tag neue Blüten. Sie ist als Alleen- und Rabatten-Pflanze bekannt.

^vMehrjährige Pflanze, an feuchten, kühlen, eher schattigen Standorten wie Wiesen, Gräben, Ränder von Bergstraßen.

^{vi}Leerstehendes Gutshaus in Gantikow, in dem für einige Jahre das heute bei Dresden weitergeführte Lügenmuseum eingerichtet war.

^{vii}Spruch auf der wundervoll bemalten wie beschrifteten Fassade des o.g. Gebäudes.

Neue Texte

Gesichter in Thüringen

Zernölt und zufrieden, bratwurstglücklich,
empörungssensibel – jederzeit fluchbereit.
Wie Jena war Jena. Hoch hinaus in die Berge,
Jenzig oder Fuchsturm, das war da die Frage,
Oder doch der Landgrafen? Neben Dir keucht einer,
der einen Bericht schreibt. Später. Kommt aus Berlin
und notiert verärgert wie anstrengend alles ist:
die Wege in dieser Stadt. Sonst sind es ja Freunde,
die Familie, am liebsten mit Freundin dem Himmel
entgegen. Und hinab. Als Kind gern gerutscht:
die Bergnase abwärts, der Steinhang zerbröselte
unter Deinem Allerwertesten. Wie praktisch konnte
eine Lederhose sein. Und gefährlich. Und verboten.
Wie über Westfernsehen in der Schule zu reden,
nachts auf dem Ostfriedhof zu spielen, im Wald
mit Streichhölzern Feuer austesten, mit Mädchen
herumzudoktern.

Hinauf, hinab, die Stadt verläuft sich

beim Spaziergehen. Und sammelt sich neu am Rost,
der Brater beginnt sein Werk.

Die Weihnachtsbotschaft

Wieviel Weihnacht verträgt Weihnachten.
Bevor die Engel sich mit den Männern prügeln.
Ein Licht. Das Licht? Durchhellt die Welt.
Seid bereit. Glücksverschneit.

Wehe, Weihnachten

Schon Wochen zuvor die Suche nach Plätzchen:
eine riesige Glasschüssel, versteckt im Zuber
im Waschhaus. Jenaer Glas, Schott und Genossen,
absolut hitzebeständig – hilflos gegen die Fresslust
eines Süßigkeiten-Junkies. Die Mutter schimpfte
stolz, ihr Training: Verborgenes immer zu finden.
Sie buk neu, und nochmals am Abend vor dem
Heiligen: Glückssterne, für den Magen. Und ich
leckte nur die Schüsseln aus.

Alles fährt weg

Jemand hält jemand auf, die U-Bahn fährt ab.

„Aber ich...“

„Ich verklage Sie und Ihre Leute. Schlimm, was Sie mit mir machen!“

„Was reden Sie da.“

„Diesem Fahrkartenautomat fehlt ein Warnhinweis. Ich habe einen Zehner reingesteckt und das ganze Kleingeld klimperte zurück.“

„Hat es nicht gestimmt?“

„Lassen Sie mich ausreden. Es klang wie bei meinem Lieblingsautomaten, wenn ich wieder gewann. Und gewann. Und verlor. Verlor.“

„Ich würde gern zu meiner Bahn gehen.“

„Ihre Bahn? Ihr Fahrkartenautomat?! Wer fragt mich, was ich gern würde.“

„Was hat das mit mir zu tun.“

„Das Geräusch, verstehen Sie nicht. Sie haben es ausgelöst. Wie im Spielsalon, ein Hinweisschild für Spielsüchtige?! Schadenersatz!“

„Ich bin nicht bei der Bahn. Ich habe mit Ihrer Spielsucht nichts zu tun.“

„Das sagen alle. Es ist dieser Klang der in die Schale springenden Münzen.“

„Nun hören Sie mal. Ich muss zum Arzt. Ich verpasse den Termin. Ich spüre die Depression zurückkommen. Ihre Geschichte ist daran schuld. Sie erinnert mich an meine kleine Schwester.“

„Was war denn mit ihr?“

„Schämen Sie sich zu fragen. Sie retraumatisieren mich. Ich gehe zu Fuß“

„Sie retraumatisieren mich. Ich springe vor den Zug.“

„Vor das Flugzeug würde ja kaum klappen“

„Wir müssen nur aufpassen, dass wir beim Springen nicht in der Luft zusammenstoßen.“

„Sie Monster!“

„Oh, bin ich so interessant? Die Ärzte stecken alle unter einer Decke.“

„Mit der sie uns ersticken wollen. Wegen des Krankengeldes muss ich ja psychosoziale Kontakte zu meinem Arzt pflegen.“

„Ich habe gute Erfahrungen mit einer Spiegel-Reha. Ich putze ihn schön, setze mich davor und berate mich selbst.“

„Sie sind so langweilig. Wie ich. Ich will noch ein paar Fahrkarten kaufen. Können Sie zwei Zehner in einen Zwanziger tauschen, klimpert es intensiver.“

Und wieder fährt ein Zug ein. Es ist laut.

Der Blick in den Spiegel

Mein Gott, wie bin ich alt,
der linke Zeh schon etwas kalt.
Doch Gott ist schon viel älter,
das Weltall noch viel kälter

Impressum, Nachweise

© für diese Ausgabe: PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland. Die Texte wurden, soweit nichts anderes vermerkt ist, von den jeweiligen Autoren zur Verfügung gestellt.

Satz: Hubert Dammer